



BETON INTERNATIONAL

Zeitung für Literatur und Gesellschaft
.....
Redaktion: Alida Bremer, Saša Ilić
Herausgeber dieser Ausgabe: Matteo Colombi, Lena Dorn, Anna Förster, Christine Gölz, Martina Lisa

Ausgabe: 19. März 2019 • Zur Leipziger Buchmesse 2019 • Nr. 4

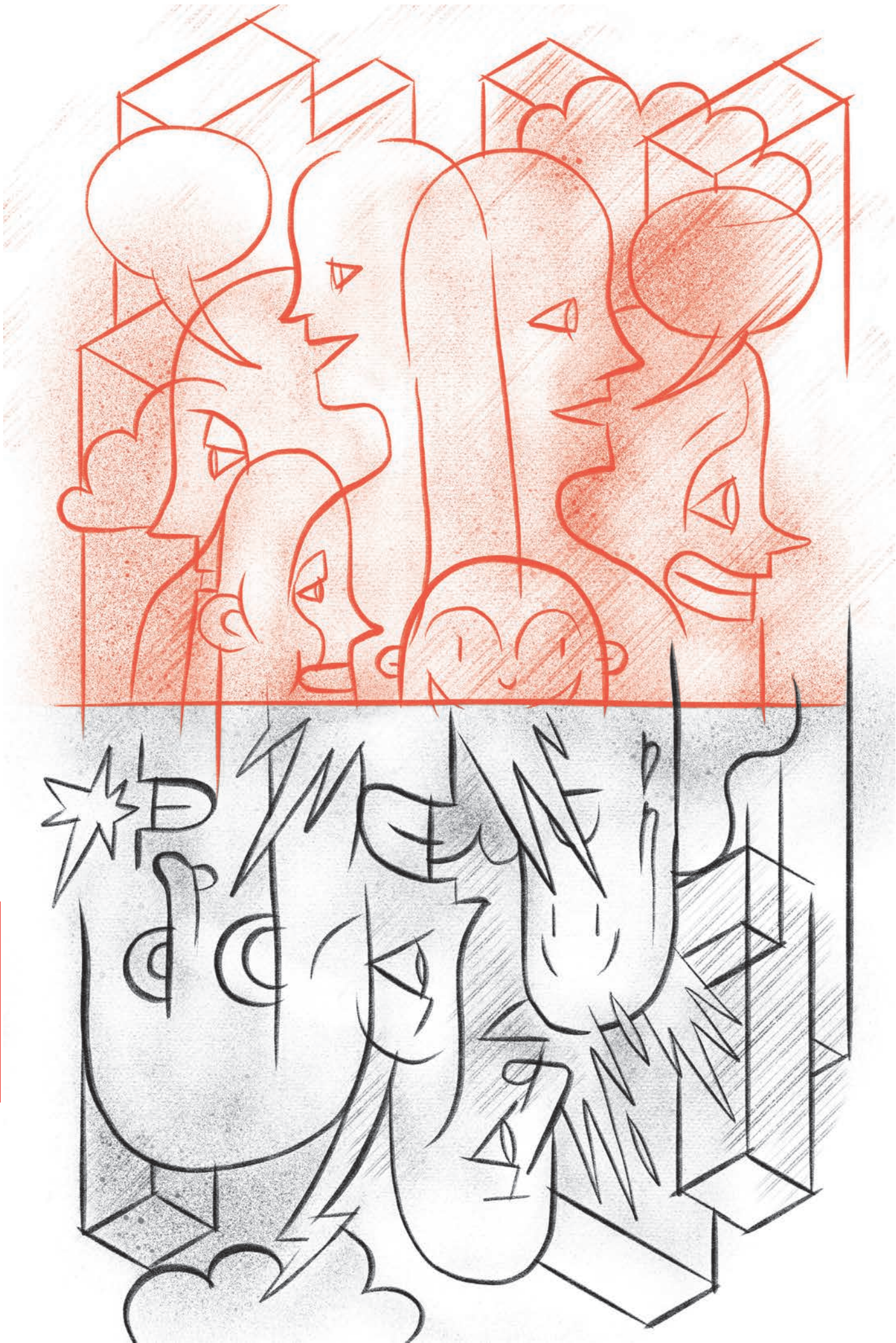
2	Matteo Colombi,	11	Olga Stehlíková
	Lena Dorn,	11	Sylvia Chutnik
	Anna Förster,		
	Christine Gölz,	13	Zuzana Fuksová
	Martina Lisa		
5	Ondřej Slačálek	13	Miha Blažič N'toko
6	Roman Sikora	14	Alida Bremer
7	Daniel Vadas	15	Saša Ilić
7	Roman Kanda	16	Evelyn Schalk
8	Petra Hůlová	18	Jan Škrob
9	Tereza Semotamová	18	Jeton Neziraj
10	Adam Borzič	19	Bettina Wilpert
10	Jaroslav Rudiš		

.....
Beton International 2019 wird im Rahmen der Leipziger Buchmesse zweimal präsentiert:
.....
Am Mittwoch, dem 20.03.2019 um 20:00 Uhr
auf der Veranstaltung „Bier, Brot und Beton“ im Pöge-Haus,
Hedwigstraße 20, 04315 Leipzig.

Am Donnerstag, dem 21.03.2019 um 17:00 Uhr
bei der Podiumsdiskussion „Die parallele Zivilgesellschaft in
Ostmitteleuropa“ auf der Leipziger Buchmesse im Café Europa
(Messegelände – Halle D, Messe-Allee 1, 04356, Leipzig).

Weitere Informationen unter:
<https://www.pöge-haus.de/de/projekte/literami/>
<https://research.uni-leipzig.de/gwzo/>
<https://www.leipziger-buchmesse.de/ll>
.....

PARALELNÍ POLIS



ÜBER DIESES HEFT

Im Jahr 2017 veröffentlicht Pankaj Mishra, der drei Jahre zuvor mit dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung ausgezeichnet worden ist, im US-amerikanischen Magazin The New Yorker einen Essay mit dem Titel „Václav Havel’s Lessons on How to Create a ‚Parallel Polis‘“. Darin schreibt er unter anderem:

“To measure the American dissidents’ success in electoral or any other quantifiable terms would be beside the point. For they are creating a “parallel polis”: the vital space where many, over the next four years, will find refuge from our age of anger, and learn to live in truth.”¹

Was bringt einen indischen Schriftsteller dazu, einen tschechischen Dissidenten der 1970er Jahre zu zitieren? Mishra ist überzeugt von der aktuellen politischen Relevanz der parallelen Polis. In den unmittelbaren Reaktionen auf die Wahl von Donald Trump, in den spontanen und heftigen Protesten, sieht er den Wunsch nach denselben Werten, die tschechoslowakische Dissidenten mehr als dreißig Jahre zuvor für die Politik gefordert haben: Verantwortung, Solidarität, Vertrauen, Liebe und Offenheit.

Der Dissident, Dramatiker und spätere tschechoslowakische (ab 1992 tschechische) Staatspräsident Václav Havel ist keineswegs der ‚Erfinder‘ der parallelen Polis, oder, wie es in in der tschechischen Originalfassung des von Mishra zitierten Textes heißt, der *paralelní polis*.

Zwar wurde das Konzept in den um Havel versammelten tschechoslowakischen Dissident*innenkreisen der 1970er und 80er Jahre intensiv diskutiert – zuerst formuliert jedoch hat es der katholische Philosoph und Mathematiker Václav Benda in einem kurzen gleichnamigen Essay (erschieden 1978 als illegaler Samizdat–Druck, 1991 legal publiziert).² Aber wie Mishras Text zeigt, hat es auch noch Jahrzehnte später nichts von seiner Attraktivität eingebüßt, und das nicht nur in den USA. Gerade angesichts der aktuellen Entwicklungen in Europa, das sich im Umgang mit Europaskepsis und Rechtspopulismus und am Konflikt zwischen kulturpolitischer Weltoffenheit und nationaler Selbstbezogenheit aufreißt, scheint die parallele Polis immer neue Aktualisierungen zu erfahren.

Was Václav Benda in seinem Essay vorschlug, war die Etablierung paralleler gesellschaftlicher Strukturen innerhalb der damaligen realsozialistischen Gesellschaft. Ziel war die Schaffung einer kritischen, solidarischen und vor allem aktiven Zivilgesellschaft, die eigene Visionen formuliert und umsetzt. Das Konzept ermöglicht aber durchaus unterschiedliche Lesarten. Wie das eingangs angeführte Zitat deutlich macht, lehnt sich Pankaj Mishra eher an Václav Havel an, der Bendas Konzept in seinem Essay „Moc bezmocných“ („Macht der Machtlosen“, geschrieben 1978, auf Deutsch erschienen 1980 als „Versuch in der Wahrheit zu leben“³) aufgreift, und sieht in der *paralelní polis* einen Zufluchtsraum, in dem man nach dem Havel’schen moralischen Imperativ lernen könne „in der Wahrheit zu leben“. In jüngster Zeit hingegen wurde der Begriff von Wissenschaftler*innen auf soziale Bewegungen wie Occupy bezogen, aber auch von tschechischen „Anarchokapitalist*innen“ um das Künstlerkollektiv *Ztohoven* für die Gründung eines alternativen Wirtschaftsraums und Hackerspace beansprucht.

Die unterschiedlichen Interpretationsmöglichkeiten des Konzepts hinsichtlich des Verhältnisses der parallelen Polis zum Rest der Gesellschaft (von Segregation über Kooperation bis hin zu Konfrontation und Subversion), sowie mit Blick auf den Raum, den diese Polis beanspruchen und besetzen soll oder kann („parallel“ im Sinne von daneben, kooperativ, alternativ oder eskapistisch, „undergroundig“ bis subversiv), wirft auch die Frage nach der Möglichkeit und Sinnhaftigkeit der Aktualisierung dieses Konzepts außerhalb seines ursprünglichen Kontextes sowie nach deren Akteur*innen auf. Wer hat das Recht von einer *paralelní polis* zu sprechen? Und welche Werte werden damit verbunden? Ist der Begriff anderswo wirklich anschlussfähig? Und wie verhält er sich zu anderen Begriffen oder Konzepten? Soll oder muss man Bezug auf Bendas Konzept und auf seine Person, seine Entwicklung nehmen? Kann oder darf man den Begriff neu besetzen?

II

Wir stellen den Begriff der *paralelní polis* in dieser Beton–Ausgabe zur Diskussion, weil sowohl seine innere Struktur und Weiterentwicklung in der Tschechoslowakei bis 1989 als auch sein Nachleben in Tschechien und im Ausland nach der Wende eine Komplexität und Widersprüchlichkeit offenbaren, die möglicherweise bereits in Bendas ursprünglichem Konzept angelegt gewesen ist. Dies wird auch von den Texten bestätigt, die wir auf den folgenden Seiten präsentieren: denn sie interpretieren die *paralelní polis* nicht nur auf viele verschiedene und teils widersprüchliche Arten und Weisen, sondern zeigen sich oft auch der Vielfältigkeit und Ambivalenz des Begriffes bewusst. Es geht deshalb im Folgenden darum zu umreißen, was der Begriff *paralelní polis* für den tschechoslowakischen Dissens bedeutet hat und wie different und ambig er später weiterverwendet und redefiniert worden ist.

Der historische Hintergrund der *paralelní polis* ist die vielzitierte Charta 77, eine Bürgerrechtsbewegung, die sich um das gleichnamige politische Dokument aus dem Jahr 1977 formierte, mit dem tschechoslowakische Dissident*innen die realsozialistische Regierung für ihre Nicht–Einhaltung der 1975 in der Schlussakte des Helsinki–Abkommens formulierten internationalen Menschenrechtsvereinbarungen kritisierten. Die Charta 77 spielt deshalb eine so wichtige Rolle in der Geschichte des tschechoslowakischen Dissens, weil sie sich anders präsentiert als frühere Formen der Opposition und gleichzeitig versucht, diese

unter einem Dach zu versammeln: Sie behauptet nicht die Illegitimität des realsozialistischen Systems wie die (häufig im Exil lebende) rechte bis liberale Opposition, auch versucht sie weder das System öffentlich zu reformieren wie die Protagonist*innen des Prager Frühlings, noch es zu ignorieren wie das *Underground*–Milieu um die Musikgruppe der *Plastic People of the Universe* (u. a.).⁴ Die Charta 77 nimmt vielmehr das System „beim Wort“,⁵ indem sie es daran erinnert, seine eigenen Regeln – in diesem Fall die des Helsinki–Abkommens – zu respektieren. Trotzdem bekennt sie ihre Verbundenheit mit anderen nichtkonformen Kräften innerhalb der tschechoslowakischen Gesellschaft: zum einen, indem sie die Verhaftung einiger *Underground*–Musiker (darunter Mitglieder der *Plastic People*) als Verstoß gegen das Helsinki–Abkommen anprangert, und zum anderen, weil ihr Text von wichtigen Exponent*innen sowohl der nichtkommunistischen Opposition als auch des Prager Frühlings geschrieben und/oder unterschrieben wird. Sie bildet in diesem Sinne das Dokument einer strategischen Allianz zwischen verschiedenen antisystemischen Akteur*innen in der sozialistischen Tschechoslowakei. Von den staatlichen Institutionen wird dies relativ konsequent verfolgt. Aber obwohl das Charta–Dokument bis 1989 von nicht mehr als 2000 Menschen unterzeichnet wird (und deshalb zumindest zahlenmäßig in der tschechoslowakischen Gesellschaft ein eher peripheres, im westlichen Ausland aber durchaus bekanntes Phänomen bleibt), gelingt eine vollständige Repression der Bewegung nicht. Während der Samtenen Revolution von 1989 werden Havel und die anderen „Chartist*innen“ eine politische Schlüsselrolle spielen.⁶

Václav Benda, der ‚Erfinder‘ der *paralelní polis*, unterzeichnet die Charta bereits im Jahr 1977 – und seine Überlegungen zu gesellschaftlichen Parallelstrukturen richten sich in erster Linie an Mitstreiter*innen aus deren Umfeld. Das Konzept regt zahlreiche Diskussionen an, die bis in die 1980er Jahre fortgesetzt werden. Es skizziert parallele Strukturen, welche die Lücken und Nischen der damaligen sozialistischen Gesellschaft nutzen und füllen sollen, um bestimmte Bestrebungen der Chartist*innen in die Praxis umzusetzen. Benda erwähnt dabei fünf Bereiche, in denen solche Strukturen zu errichten seien: 1) Kultur; 2) Bildung und Wissenschaft; 3) Berichterstattung; 4) Wirtschaft und 5) Verbreitung und Unterstützung der Charta, nicht zuletzt im Ausland. Ziel ist es, auf diese Weise zahlreiche *paralelní poleis* entstehen zu lassen, die wiederum zur Schaffung einer kritischen, solidarischen, vor allem aber selbstständigen und humanen Zivilgesellschaft jenseits der sozialistischen Institutionen beitragen sollen:

Es gibt einen dritten Weg, die Zustände in unserer Gesellschaft zu verbessern. Die meisten Strukturen, mit denen das gesellschaftliche Leben auf die ein oder andere Weise verbunden ist (z.B. das politische Leben) sind entweder unzureichend oder schädlich. Ich schlage vor, dass wir uns an eine langsame aber sichere gemeinsame Schaffung von parallelen Strukturen machen, die zumindest in begrenztem Umfang in der Lage sind, die grundsätzlich vorteilhaften und notwendigen Funktionen zu ergänzen, die in den bestehenden Strukturen fehlen, und, wo immer die Möglichkeit besteht, diese bestehenden Strukturen zu nutzen und zu humanisieren.⁷

Bendas Konzeptualisierung der *paralelní polis* kann insofern als ein exemplarisches Produkt des transversalen, verschiedene Formen der andersdenkenden Kultur vereinigenden Charakters der Charta 77 betrachtet werden, als es programmatisch versucht, eine gemeinsame Strategie zu finden, welche die verschiedenen Gruppierungen der Chartist*innen zumindest vorübergehend vereinigen kann. Wie in obigem Zitat zu lesen, nennt Benda diese Strategie einen „dritten Weg“ abseits der (von den Antikommunist*innen angestrebten) Revolution und der (u. a. von Prager–Frühling–Anhänger*innen befürworteten) Reformierung des Sozialismus – aber sein Vorschlag stellt ebenso eine Alternative zum (pop)kulturellen *Underground* dar, denn die *paralelní polis* kapselt sich nicht von der offiziellen Kultur ab, sondern beabsichtigt eine Art horizontale Verbreitung innerhalb der Gesellschaft: Sie soll also neben deren systemischen (realsozialistischen) Formen existieren und sich mit diesen z. B. dann überkreuzen, wenn die *paralelní polis* wie in der Charta 77 dazu mobilisiert wird, das System auf seine inkonsequente Haltung gegenüber den eigenen Regeln aufmerksam zu machen.

Nun wirkt das Bestreben der *paralelní polis*, einen operativen gemeinsamen Nenner für die verschiedenen antisystemischen Gruppierungen rund um die Charta 77 zu finden, sicherlich integrativ, gleichzeitig aber ist es auch ambivalent – denn es bleibt offen, welches Verhältnis es zwischen antisystemischen

Kräften und dem Rest der Gesellschaft impliziert. Das Adjektiv „parallel“ suggeriert nämlich, dass es um Strukturen gehen soll, die nicht mit dem System in Berührung kommen. Wie bereits erwähnt scheut Bendas „dritter Weg“ jedoch keineswegs die Intersektion mit den Institutionen, denn er zielt u. a. darauf ab, ihnen ihre Inkonsequenz und Beschränktheit aufzuzeigen – und zwar dadurch, dass sich die Zivilgesellschaft Räume aneignet, zu denen sie keinen offiziellen Zugang hat. Subversion scheint also Teil der Vorstellung einer *paralelní polis* zu sein, aber bis zu welchem Punkt? Und bis wohin ist es für eine *paralelní polis* legitim, mit den Institutionen zu kooperieren, um sie zu subvertieren? Wann soll sie dabei Halt machen und auf Konfrontation gehen? Wann dagegen ist es besser für sie, sich in die eigene Welt zurückzuziehen, ohne eine Intersektion mit der Macht zu suchen? (Diese Fragen sind umso brisanter, als sie nicht nur für die andersdenkende Zivilgesellschaft der realsozialistischen Tschechoslowakei relevant sind, sondern für jede Zivilgesellschaft zu jeder Zeit, denn sie verweisen auf Grundfragen, die sich in Bezug auf das Verhältnis zwischen Menschengruppen und Macht immer wieder stellen lassen.)

Noch im selben Jahr verfasst Václav Havel die bereits zitierte programmatische Schrift „Versuch in der Wahrheit zu leben“ und bezieht sich darin auf Bendas Begriff. Es lohnt sich, eine Passage aus diesem Text zu zitieren, weil auch hier die Offenheit und letzten Endes auch die Ambivalenz des Begriffs der *paralelní polis* deutlich wird:

In einer Situation, in der denen, die sich für ein „Leben in Wahrheit“ entschlossen haben, jeglicher direkte Einfluss auf die bestehenden gesellschaftlichen Strukturen [...] unmöglich gemacht wurde und diese Menschen das zu gestalten beginnen, was ich „unabhängiges Leben der Gesellschaft“ nannte, fängt dieses „zweite“, unabhängige Leben an, sich von selbst auf eine bestimmte Art zu strukturieren. [...] Mit anderen Worten: Sind nicht diese informellen, unbürokratischen, dynamischen und offenen Gemeinschaften, diese ganze „parallele Polis“ eine Art Keim oder symbolisches Mikromodell jener sinnvollen „postdemokratischen“ politischen Strukturen, die eine bessere Ordnung der Gesellschaft begründen könnten?⁸

Was ist das eigentlich, diese ‚Postdemokratie‘, von der Havel hier redet und die durch die *paralelní polis* präfiguriert werden soll? Inwiefern unterscheidet sie sich von der Demokratie? Soll sie eine bessere Demokratie darstellen, in der die Menschen selbständiger agieren können? Welche Demokratie ist hier aber gemeint bzw. welche Demokratie will Havel überwinden? Die euphemistische *lidová demokracie* (Volksdemokratie) des Staatssozialismus oder die moderne, auf Delegation von Macht basierende Demokratie liberaler Prägung (die Havel in seinem Text teils auch kritisiert)? Ist der Verweis auf ‚Postdemokratie‘ ein Liebäugeln Havels mit der direkten Demokratie? Wenn ja, gilt es hier daran zu erinnern, dass sich Havel in späteren Jahren auf konservativere Positionen festlegt. Das Motiv der ‚Postdemokratie‘ als Weiterentwicklung der *paralelní polis* ist umso signifikanter, als es die Frage aufwirft, wer das Recht hat, die Institutionen im Namen einer selbstständigeren Gesellschaft durch die Schaffung paralleler Strukturen herauszufordern und zu subvertieren. Viele der Autor*innen, die für diese Ausgabe geschrieben haben, verweisen in ihren Texten darauf, dass in unserem heutigen Europa nicht nur *paralelní poleis* entstehen, die sich für eine offene und partizipativere Gesellschaft engagieren, sondern eben auch solche, die mit der Selbstständigkeit der Gesellschaft das Recht verbinden, sich zu verschließen, andere zu diskriminieren und gewalttätig zu werden. Damit aber kommen wir zu jenem Szenario, das den Anlass dieser Beton–Ausgabe gegeben hat: dem Nachleben des Begriffs *paralelní polis* nach der Wende, in dem all jene Ambivalenzen zutage treten, die in der Offenheit des Konzeptes angelegt sind. Die erste große Ambivalenz ist bereits das Schicksal Václav Bendas nach 1989: denn der christliche Philosoph, der sich in einem Fragebogen Ende der 1980er Jahre noch für „the inalienability of human dignity and the necessity for a sense of human community in mutual love and responsibility“⁹ („die Unveräußerbarkeit der menschlichen Würde und die Notwendigkeit einer auf gegenseitiger Liebe und Verantwortung beruhenden menschlichen Gemeinschaft“) ausgesprochen hat, wird im Lauf der 1990er Jahre zu einem rabiaten Antikommunisten, dessen erklärtes Ziel es ist, Kommunist*innen für ihre Missetaten zu bestrafen. Dieser Umstand erscheint umso unheimlicher, als Benda dabei zwischen Stalinist*innen, Unterstützer*innen der Normalisierung, Maoist*innen, Reformist*innen und Linken anderer Art, die sich auf Marx bzw. andere Denker*innen stützen, nicht mehr zu unterscheiden scheint. Sie alle fungieren für ihn als Agent*innen des totalitären Denkens und Handelns, wohingegen

.....

1 Pankaj Mishra: Václav Havel’s Lessons on How to Create a “Parallel Polis”, “The New Yorker”, 08.02.2017. <https://www.newyorker.com/books/page-turner/vaclav-havels-lessons-on-how-to-create-a-parallel-polis> (20.01.2019).

2 Václav Benda: The Parallel, Polis’, in H. Gordon Skillig, Paul Wilson (eds.): Civic Freedom in Central Europe. Voices from Czechoslovakia. Houndmill, Basingstoke und London, 1991, 35–41. Reproduktion des Samizdat–Originals u. a. auf der Webseite des Ústav pro soudobé dějiny AV ČR (Institut für Zeitgeschichte der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik): <http://www.disent.usd.cas.cz/> (20.01.2019).

3 Václav Havel: Versuch, in der Wahrheit zu leben. Rowohlt, Reinbeck bei Hamburg 1980.

4 Zum tschechischen und anderen ostmitteleuropäischen (pop) kulturellen Underground vor 1989 siehe u.a. Alfrun Kliems: Der Underground, die Wende und die Stadt. Poetiken des Urbanen in Ostmitteleuropa. Transcript, Bielefeld 2015.

5 Václav Benda: The Parallel ‚Polis‘, S. 35.

6 Zur Geschichte des tschechoslowakischen Dissenses nach dem Prager–Frühling und zur Charta 77 siehe Jonathan Bolton: Worlds of Dissent. Charter 77, The Plastic People of the Universe and Czech Culture under Communism. Harvard University Press, Cambridge (MA) und London 2012.

7 Václav Benda: The Parallel ‚Polis‘, S. 36.

8 Václav Havel: Versuch, in der Wahrheit zu leben, S. 70 und 90.

9 Vgl. Skillig, Wilson: Civic Freedom in Central Europe, S. 51. Zum Hintergrund der Umfrage, S. IX–XI.

Nichtkommunist*innen und insbesondere Christ*innen bei ihm von vornherein einen Demokratie–Bonus genießen.¹⁰

III

Der politische Bezug auf Václav Benda ist heute also nicht unproblematisch. Benda gehörte, gerade auch mit seiner verallgemeinernden Definition von „Kommunist*innen“, in den 1990ern zu den Rechtskonservativen, denen es schnell gelang, die geschichtspolitische Deutungshoheit im tschechischen Diskurs zu erlangen.

Die Anschlussfähigkeit des Schlagwortes *paralelní polis* in ganz verschiedene Richtungen tritt seither umso deutlicher zutage. Es ist in Tschechien auch heute umstritten, wie das Konzept verstanden werden soll. Unabhängig von der konkreten Person Václav Benda stehen damit erinnerungskulturelle und gesellschaftliche Fragen in Verbindung. Da wäre beispielsweise die Frage nach den Schlüssen, die aus der Geschichte der beginnenden 1990er Jahre gezogen werden sollen. Außerdem geht es – allgemeiner – um Fragen der Aneignung von Konzepten: Kann man an die Erfahrung der 1970er Jahre anschließen und eine solche Idee weiterentwickeln und weiterdiskutieren, oder ist die Heroisierung einzelner Beispiele und die Romantisierung kleiner Splitter der dissidenten Kultur selbst Teil des Problems? Noch allgemeiner eröffnet sich mit dem Begriff die Diskussion nach den Strategien gesellschaftlichen Handelns: Hilft es, fragmentierte ‚geschützte Räume‘ zu erschaffen, oder ist die Sehnsucht nach dem Ausstieg ein regressives Bedürfnis nach Ursprünglichkeit und eine Absage an die notwendige gesellschaftliche Debatte? Oder ist es beides zugleich?

Solche Fragen tauchen 2014 in der Debatte um *Ztohoven* auf. Dabei handelt es sich um eine Gruppe von Menschen, die sich als Künstler*innen bezeichnen, sich dem „Anarchokapitalismus“ widmen und ein Gebäude in Prag–Holešovice angemietet haben, das sie „Paralelní Polis“ nennen. In dem hier befindlichen *Bitcoin Coffee*, dem Coworking Space *Paper Hub* und im ganzen Haus kann man nur mit Bitcoins bezahlen, und in ihrem „Institut für Kryptoanarchie“ möchte sich die Gruppe mit digitalen Themen beschäftigen und mit Hackern vernetzen. Die Idee beruht laut dem online einzusehenden „statement“¹¹ des „Instituts für Kryptoanarchie“ darauf, dass der Staat die Freiheit der einzelnen Menschen einschränke und man durch anonymes Surfen, schnelles Internet und mithilfe der Bitcoin–Währung unabhängig von ihm werden könne. Am Schluss der Stellungnahme heißt es, man könne sich dadurch eine Freiheit erhalten, die einem ansonsten heute abhanden komme. Um das Gebäude anzumieten, behalf sich die Gruppe allerdings mit Spenden, unter anderem aus der Privatwirtschaft. Über diese Art des gesellschaftlichen Engagements kann aus verschiedenen Gründen sehr viel diskutiert werden. Ein Aspekt ist die Frage, was der Bezug auf Václav Benda hier bedeuten soll. So kritisiert Milena Bartlová in der Kulturzeitschrift *A2*,¹² dass die Künstler*innengruppe den ursprünglichen Text von Benda nicht verstanden hätte. In diesem gehe es nicht um eine individuelle Freiheit, die sich nicht für die Folgen des eigenen Handelns interessiere, sondern tatsächlich um den Menschen. Die Verwendung des Begriffs *paralelní polis* beschreibt sie als Fehlinterpretation und proklamiert das Recht der Linken auf das Gedächtnis des tschechoslowakischen Dissenses. Man könnte sagen, sie betrachtet den Hackerspace als Missbrauch des Konzepts. Zum fünfundzwanzigsten Jubiläum der Samtenen Revolution brodeln hier Erinnerungskonflikte. In einer anderen Nummer der Zeitung¹³ stellt Lukáš Rychetský dem Haus „Paralelní Polis“ das besetzte Haus und kulturelle Zentrum „Klinika“ gegenüber, wobei er letzterem mehr Interesse für die von Herrschaft durchgezogene gesellschaftliche Realität und für die Berührungspunkte und die Auseinandersetzungen mit der Gesellschaft und den staatlichen Strukturen attestiert, deren Repressionen die Klinika–Aktivist*innen regelmäßig ausgesetzt seien. Im Gegensatz dazu sei die „Paralelní Polis“ bereits in der Zeit, als Václav Benda sie definiert habe, ein Bestandteil der (Selbst)Ghettoisierung der Charta 77 gewesen, und heute existiere sie nur noch als deren postmoderne Karikatur. Skepsis gegenüber dem Begriff und das Bedürfnis, als Linke Anspruch darauf zu erheben, sind zeitgleich vorhanden. Aber auch die offiziellen Institutionen erheben Anspruch auf das politische Vermächtnis: Das staatlich finanzierte tschechische „Institut für das Studium totalitärer Regime“ verleiht seit 2009 einen Václav–Benda–Preis.

Als Schlagwort trägt die parallele Polis bis heute ein Versprechen in sich und bedient die Sehnsucht nach einer von allen Widersprüchen freien gesellschaftlichen Struktur, die sowohl

10 Michal Kopeček: Czech Republic: From the Politics of History to Memory as Political Language. In: Cultures of History Forum (02.12.2013), <http://www.cultures-of-history.uni-jena.de/debates/czech/czech-republic-from-the-politics-of-history-to-memory-as-political-language/> (24.01.2019).

11 Siehe <https://www.paralelnipolis.cz/koncepty/institut-kryptoanarchie> (24.01.2019).

12 Milena Bartlová: Na paměť slavného výročí, siehe <https://www.advojka.cz/archiv/2014/23/na-pamet-slavneho-vyroci> (24.02.2019).

13 Lukáš Rychetský: Jak (ne)dělat revoluci, siehe <https://www.advojka.cz/archiv/2014/26/jak-nedelat-revoluci> (24.02.2019).



Verbesserungen in der Gegenwart möglich machen soll, als auch die Veränderung des großen Ganzen, irgendwann einmal. Sie ist zugleich immer offen für Eskapismus und für die Regression, die eigene (auch von der gesellschaftlichen Herrschaft geprägte) Individualität als das einzig Richtige zu überhöhen und den Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu verlieren bzw. den Wunsch, die Komplexität der eigenen Gegenwart zu analysieren, ad acta zu legen.

IV

Aber auch außerhalb Tschechiens ist die *paralelní polis* in jüngster Zeit intensiv diskutiert worden. Und auch hier wiederholt sich in gewisser Weise, was bereits im tschechischen Kontext zu beobachten war: Die dem Konzept bereits zum Zeitpunkt von Bendas Ausformulierung inhärente Ambivalenz macht es nicht nur in viele Richtungen hin anschlussfähig, sondern öffnet es auch für nicht selten diametral entgegenstehende Vereinnahmungen.

Eine erste Renaissance erlebt das Konzept, als 2011 binnen weniger Monate in den unterschiedlichsten Regionen der Welt Protestbewegungen entstehen, die sich nicht nur in ihrem Anti–Establishment–Charakter ähneln, sondern auch in hohem Maße von den Vernetzungs– und Mobilisierungsmöglichkeiten des Internets und anderer zu diesem Zeitpunkt neuer digitaler Kommunikationsmedien profitieren: Dies gilt für Occupy Wall–street ebenso wie für die Proteste gegen die EU–Sparpolitik in Spanien und Griechenland oder auch, und vielleicht sogar besonders, für den Arabischen Frühling. Es ist dieser Hintergrund, vor dem sich die US–amerikanischen Politikwissenschaftler Taso G. Lagos, Ted M. Coopman und Jonathan Tomhave der *paralelní polis* zuwenden.¹⁴ Anders als etablierte sozial– und politikwissenschaftliche Konzepte nämlich lasse sich mithilfe von Bendas Idee die für die aktuellen politischen und sozialen Bewegungen charakteristische Besetzung des Digitalen als einer alternativen (oder eben: parallelen) Infrastruktur beschreibbar machen. Mit dieser Fokussierung auf den Zusammenhang zwischen zivilgesellschaftlichem Aktivismus und digitalen Kommunikationstechnologien kommt es einerseits zu einer Loslösung der parallelen Polis aus dem Kontext der tschechischen bzw. ostmitteleuropäischen Dissident*innenszene der 1970er und 80er Jahre. Andererseits aber werden damit das Internet und die Sphäre des Digitalen zumindest implizit zu der parallelen Polis des beginnenden 21. Jahrhunderts erklärt.

Drei Jahre später und noch unter dem Eindruck der Wahl Donald Trumps zum US–Präsidenten veröffentlicht Pankaj Mishra seinen eingangs zitierten Essay, in dem

14 Taso G. Lagos, Ted M. Coopman, Jonathan Tomhave: ‚Parallel poleis‘: Towards a Theoretical Framework of the Modern Public Sphere, Civic Engagement and the Structural Advantages of the Internet to Foster and Maintain Parallel Socio–Political Institutions. In: new media & society 2014, vl. 16 (3) 398–414.

er auf die durchaus bemerkenswerte Zahl an politischen Kommentator*innen verweist, die ihrer Fassungslosigkeit angesichts dieses Wahlergebnisses mit der Relektüre von Klassikern der literarischen ebenso wie der theoretischen Totalitarismuskritik begegneten. Auch sich selbst nimmt Mishra nicht davon aus, aber anders als seine Kollegen greife er, wie er schreibt, nicht zu George Orwells *1984* oder den Texten Hannah Arendts, sondern zu denen von Václav Havel und insbesondere zu dessen Essay „Versuch, in der Wahrheit zu leben“. Anders als die meisten anderen Autor*innen und Texte nämlich bleibe Havel nicht bei der Analyse gesellschaftlicher Gegebenheiten und der Diagnose „politischer Pathologien“ stehen, sondern scheue nicht davor zurück, auch moralische Forderungen zu formulieren. Die parallele Polis nämlich (die er offenbar für ein Konzept Havels hält, Benda erwähnt und kennt er vermutlich auch nicht) versteht Mishra als Aufruf an den Einzelnen, politische und gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen – und diese nicht allein professionellen Politiker*innen und institutionalisierten Strukturen zu überlassen. Sein Essay bringt Mishra zum Teil harsche Kritiken ein – und zwar weniger mit Blick auf die neuerliche Aktualisierung von Bendas Konzept, denn vielmehr aufgrund von dessen als allzu ahistorisch empfundener Appropriation.¹⁵

Neben diesen eher von linksliberaler Seite erfolgenden Zugriffen auf den Begriff der parallelen Polis ist in jüngster Zeit im US–amerikanischen Kontext auch eine (scheinbar) entgegengesetzte Rezeptionsbewegung auszumachen – nämlich innerhalb der religiösen Rechten. Anstoß hierfür ist u.a. die 2017 in Zusammenarbeit mit Bendas Witwe Kamila Bendová erfolgte Herausgabe von Bendas Essays durch den Politikwissenschaftler Flagg Taylor.¹⁶ Der Fokus ist hier deutlich anders gelagert als im Falle Pankraj Mishras oder der Anwendung der *paralelní polis* bei der Erforschung zeitgenössischer sozialer Bewegungen. Der als „the only believing Christian in the Charta 77 dissident community“¹⁷ bezeichnete Benda avanciert hier zur Identifikationsfigur für eine von Verfolgungsparanoia und Märtyrerkomplex geprägte christlich–konservative Diskursgemeinschaft – und deren in der säkularen Gesellschaft nicht unerheblichem Konformitätsdruck ausgesetzten Communities zu parallelen Poleis.

15 Z.B. Holly Case: Now Who’s Living In Thruth? In Eurozine, 13. 6. 2017, online unter <https://www.eurozine.com/now-whos-living-in-truth/> (24.01.2019).

16 Václav Benda: The Long Night of the Watchman. Essays by Václav Benda, 1977–1989, St.– Augustine’s Press, South Bend 2017.

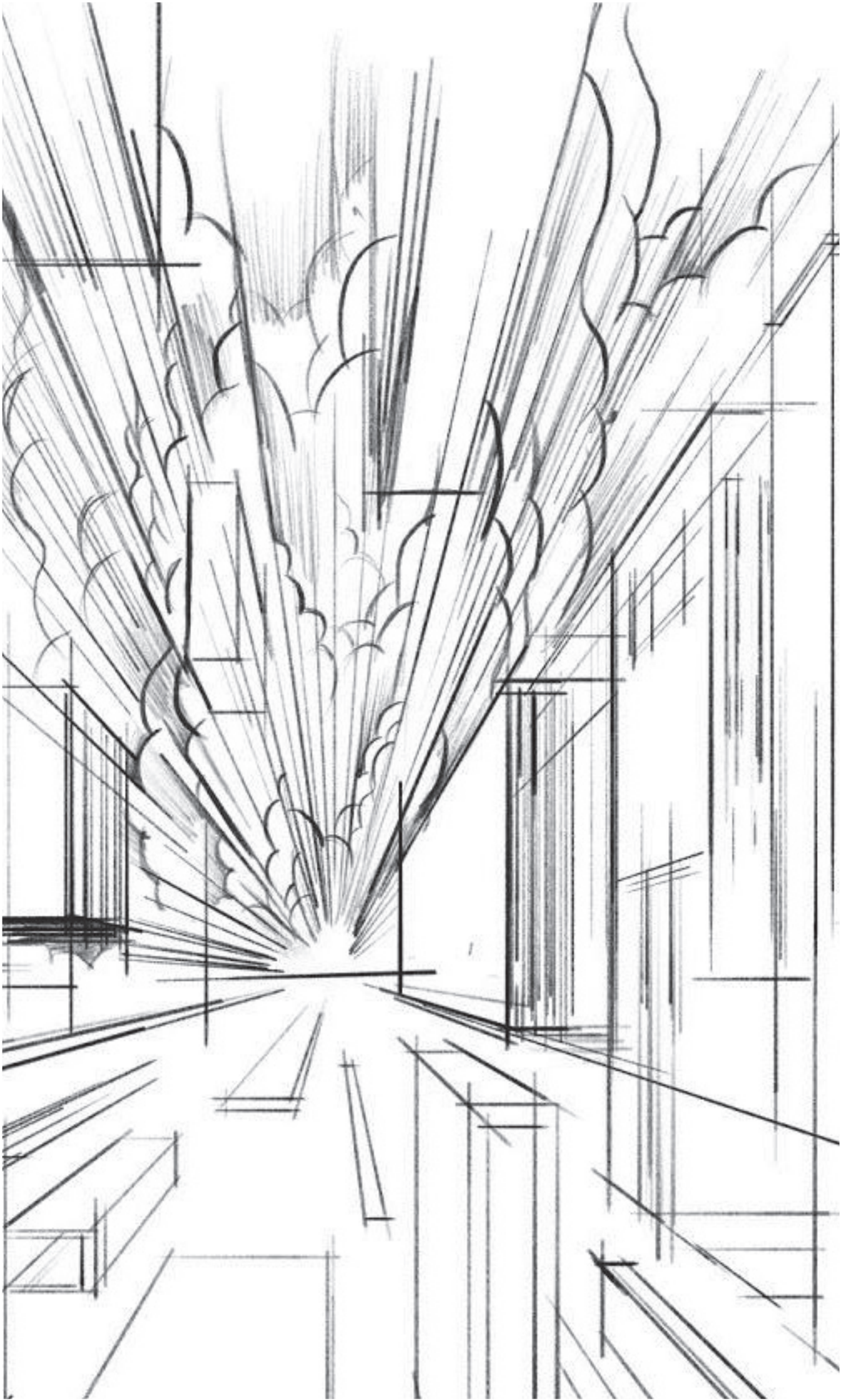
17 Rod Dreher: Vaclav Benda, Man Of Conscience. In The American Conservative, 6.3.2018. Online unter <https://www.theamerican-conservative.com/dreher/vaclav-benda-dissident-man-of-conscience/> (24.01.2019).

V Die zahlreichen und aus politisch einander entgegengesetzten Positionen erfolgenden Zugriffe auf die *paralelní polis* provozieren eine Reihe zum Teil unangenehmer Fragen:

Wem gehören die Ideen und Konzepte der ostmitteleuropäischen Bürgerrechtsbewegungen? Wer hat das Recht, sich ihrer wie zu erinnern und wer das Recht, sie zu aktualisieren und heute für sich zu beanspruchen – rund 40 Jahre nach Unterzeichnung der Charta 77 und der Gründung der Solidarność und 30 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer und der Samtenen Revolution? Sind die divergierenden Appropriationen der *paralelní polis* nicht Ausdruck einer mit Blick auf die Ereignisse von 1989 sowie die unmittelbare Nachwendezeit auch anderswo und auch in Deutschland zu beobachtende Erinnerungskonkurrenz? Ist beispielsweise die Prager Mobilisierung dissidentischer Ideen zur Diversifizierung von Institutionen und Öffentlichkeiten durch eine anarchokapitalistische Gruppe, die mit Ausnahme eines völlig unregulierten Marktes auf die Beseitigung aller institutionalisierten Strukturen zielt, nicht durchaus vergleichbar mit der Vereinnahmung, die die Leipziger „Wir sind das Volk!“-Rufe von 1989 derzeit durch rechtspopulistische bis rechtsradikale Akteur*innen erfahren? Und: Waren die mitteleuropäischen und ostdeutschen Bürgerrechts- und Dissident*innenbewegungen möglicherweise von Beginn an sehr viel heterogener, als uns die Heldengeschichten glauben machten, die von westlichen Medien und Literaturpreis-Jurys erzählt, aber von der Selbststilisierung einzelner ostdeutscher, tschechoslowakischer, ungarischer oder polnischer Oppositioneller mitgetragen wurden? Haben diese (selbst)romantisierenden Narrative allzu lange den Blick darauf verstellt, dass es sich vielleicht sehr viel häufiger um Sammelbecken oder um strategische Allianzen sehr unterschiedlicher Interessengruppen handelte, als um in sich geschlossene Bewegungen? Denn ist die Geschichte von Figuren wie dem *paralelní polis*–„Erfinder“ Benda – oder, um den Vergleich zu (Ost) Deutschland beizubehalten: wie Vera Lengsfeld oder Sigmar Faust – tatsächlich so überraschend, wie derzeit gern postuliert wird? Und, noch dazu: Sind die aktuell geführten Diskussionen, die Ostdeutschland, Tschechien, Polen, die Slowakei oder Ungarn als reaktionär markieren, ihre ökonomische Undankbarkeit beklagen oder ihnen demokratische Unreife attestieren, nicht gewissermaßen unter umgekehrten Vorzeichen erfolgende Wiederholungen eben jener Heldengeschichten? Auch sie simplifizieren, dekontextualisieren und werden der Komplexität der betreffenden Gesellschaften, der Vielschichtigkeit und auch der Diskrepanzen der in ihnen präsenten Erinnerungen und Erfahrungen nicht gerecht. Zudem verschleiern sie die Mitverantwortung Westeuropas für diese Entwicklungen und lenken von der Tatsache ab, dass auch dort rechtspopulistische und konservative Kräfte seit Jahren Zuwächse verzeichnen.

Aus der Beschäftigung mit Bendas *paralelní polis* und ihren diversen Aneignungen und Aktualisierungen sowie den sich daran anschließenden Fragen ergibt sich für uns (mindestens) zweierlei. Obgleich wir damit Gefahr laufen, einer *déformation professionnelle* aufzusitzen (wir sind Literaturwissenschaftler*innen, Übersetzer*innen und Autor*innen), lautet das erste: Lest! Lest die Texte der Dissident*innen, Bürgerrechtler*innen und Oppositionellen, anstatt euch nur ihrer Schlagworte zu bedienen. Diskutiert ihre Schriften. Seid kritisch, auch wenn dies bedeutet, die eigene Haltung zu selbst vorgeschlagenen Diskussionsgegenständen möglicherweise revidieren zu müssen. Und das zweite: Rekontextualisiert! Setzt Euch damit auseinander, in welchem historischen Umfeld Konzepte wie die *paralelní polis* entstanden oder in welchen Gesellschaften Menschen mit dem Ruf „Wir sind das Volk!“ auf die Straße gegangen sind. Möglicherweise bedeutete ein Adjektiv wie ‚parallel‘ 1978, als Benda seinen Text im Samizdat veröffentlichte, nicht dasselbe wie heute, vier Jahrzehnte später. Und möglicherweise ist auch das ‚Volk‘ von 1989 nicht identisch mit dem ‚Volk‘ von 2019. Was in der Tschechoslowakei der späten 70er Jahre als Aufruf zur Diversifizierung und Dynamisierung einer totalitär geprägten Gesellschaft gemeint war, impliziert – und einige der in dieser Beton-Ausgabe versammelten Texte machen dies zum Gegenstand – heute eskapistische Tendenzen oder leistet der Zuspitzung und Radikalisierung ohnehin schon vorhandener gesellschaftlicher Fragmentierungen Vorschub. Wie auch immer man Benda (und Havel) lesen mag – was sie definitiv nicht projektieren, ist ein Nebeneinander in sich geschlossener und miteinander nicht kommunizierender Strukturen.

Diese beiden Punkte gelten nicht zuletzt auch für diese Ausgabe von Beton International. Das Projekt entstand 2017/18 in dem Bestreben, den Gastlandauftritt der Tschechischen Republik auf der Leipziger Buchmesse 2019 zu nutzen, um einen alternativen (einen parallelen?) Blick zu der mit dem Format des Ehrengastauftritts einhergehenden nationalen Perspektivierung der tschechischen Literatur und Kultur zu ermöglichen. Im Verlauf des Projekts und vor allem auch in Auseinandersetzung mit den eingeladenen Autor*innen aber regten sich Zweifel, und es entstand (zumindest bei einigen Beteiligten) eine gewisse Skepsis hinsichtlich der Frage, ob angesichts der aktuellen Situation unserer Gesellschaften und der Herausforderungen, vor denen wir stehen, die parallele Polis wirklich das richtige Konzept für immer neue Aktualisierungen ist: als Dynamisierung



und Vervielfältigung von Perspektiven, als Regenerations- und Reflexionsraum ja – als Ort von Abschottung und Kommunikationsverweigerung nein.

Nicht zuletzt vor dem Hintergrund dieser durchaus ernüchternden Überlegungen versteht sich diese Ausgabe von Beton International vor allem als Gesprächs- und Diskussionsangebot. Wir danken denen, die es angenommen haben und freuen uns auf alle, die sich ihnen anschließen möchten.

ZU DEN EINZELNEN BEITRÄGEN:

Die 19 Texte (Es gibt keine Zitatcollagen mehr!), die diese Beton-Ausgabe versammelt, gehen das Thema der parallelen Polis verschiedenartig an: Sie unterscheiden sich sowohl in Bezug auf das Genre (vom theoretischen bzw. erzählerischen Essay sowie vom fiktionalen Monolog mit bzw. ohne Adressaten über die Briefform bis zum *short play* und zur Lyrik) als auch angesichts von Herkunft und/oder Wohnort ihrer Autor*innen. Die Hälfte der Texte stammt aus der Feder von in Tschechien lebenden Autor*innen, die auf die parallele Polis sozusagen aus der „inneren“ Perspektive schauen, da ihnen Bendas Konzept bekannt ist – obwohl dies nicht heißt, dass sie sich alle auf

ihn beziehen bzw. nah an der historischen Erstdefinition des Konzepts bleiben. Vielmehr lassen sich die Texte der in Tschechien lebenden Autor*innen in zwei Gruppen unterteilen, von denen sich eine mit Bendas Begriff auseinandersetzt, während sich die andere davon löst und den Leser*innen verschiedene Szenarien (häufig Momentaufnahmen) aus möglicherweise parallelen Welten präsentiert. Die erste Textgruppe besteht aus den Beiträgen des Politikwissenschaftlers Ondřej Slačálek, des Dramatikers Roman Sikora, des aus der Slowakei stammenden Dichters Daniel Vadas und des Literaturwissenschaftlers Roman Kanda. Ihre Beiträge beziehen sich nicht nur auf Bendas Konzeptualisierung der *paralelní polis* im Realsozialismus, sondern auch auf Bendas Entwicklung danach sowie auf das Nachleben des Begriffes im Tschechien der Nachwendezeit. Die zweite Gruppe tschechischer Texte versammelt Beiträge verschiedener Schriftsteller*innen: Petra Hůlová, Tereza Semotamová, Adam Borzič, Jaroslav Rudiš und Olga Stehliková. Die Welten, die in ihren Texten auftauchen, reichen vom Milieu der neuen europäischen Rechten bis hin zu scheinbar politisch unkodierten Räumen wie der Sauna oder dem privaten Haushalt. Ähnliches gilt auch für die Texte der nichttschechischen Autor*innen. Die polnische

Schriftstellerin Sylwia Chutnik setzt sich mit Dating-Portalen und *sex chats* auseinander – und ihre Interpretation der Sprache dieser virtuellen Welt resoniert mit den Genderstereotypen, die in den Tweets der Künstlerin Zuzana Fuksová ironisch aufscheinen. Der slowenische Blogger, Musiker und Schriftsteller Miha Blažič N'toko, die Schriftstellerin und Übersetzerin Alida Bremer (Deutschland/Kroatien) und ihr Schriftstellerkollege Saša Ilić (Serbien) wiederum setzen sich mit verschiedenen parallelen Welten aus dem post/jugoslawischen Raum auseinander – sie zeigen, dass die heutige slowenische, kroatische und serbische Zivilgesellschaft zwischen linken und rechten parallelen Poleis gespalten, aber auch auf der Suche nach Rückzugsräumen bis hin zu eskapistischen Parallelwelten ist. Eine weitere Gruppe von Beiträgen – die der österreichischen Schriftstellerin Evelyn Schalk, des tschechischen Dichters Jan Škrob und des kosovarischen Dramatikers Jeton Neziraj – geht programmatisch über Staaten und Regionen hinaus, um parallele Welten in einem größeren Rahmen darzustellen: Schalk und Neziraj nehmen dabei Europa unter die Lupe und verweisen beide aus verschiedenen Perspektiven auf die Paradoxien, zu denen die Abschottung der ‚Festung Europa‘ bzw. deren widersprüchlichen Flüchtlingsretungsprogramme führen. Beton schließt mit einer Kurzprosa der deutschen Schriftstellerin Bettina Wilpert, die uns in eine unbestimmt nahe bzw. ferne Zukunft projiziert, in der Grundrechte unserer Gesellschaft nur noch in „Parallelstrukturen“, auf dem „Schwarzmarkt“ oder auf „einem Schiff“ möglich sind.

Matteo Colombi, Lena Dorn, Anna Förster, Christine Gölz, Martina Lisa

REDAKTIONELLE ANMERKUNG:

Die redaktionellen Eingriffe in Beton International 2019 beschränken sich auf die Vereinheitlichung der Schreibweisen von *paralelní polis* bzw. die parallele Stadt: *Paralelní polis* (Bendas Texttitel), „Paralelní Polis“ (der Wirtschaftsraum und Hacker-space von Ztohoven in Prag), *paralelní polis* bzw. die parallele Polis (der Begriff in tschechischer bzw. deutscher Sprache – Pluralform poleis). Andere Schreibweisen (gendering, Zitierweise usw.) sind von den jeweiligen Autor*innen bzw. Übersetzer*innen bestimmt worden.

Ondřej Slačálek

PARALLEL
VIELLEICHT,
ABER EINE
POLIS?

An der Fassade eines großen Hauses in Prag–Holešovice, das eine Gruppe „Kryptoanarchisten“ und Anarchokapitalisten sich vor kurzem zugelegt hat, prangt der Name „Paralelní Polis“. An einem Automaten kann man tschechische Kronen in Bitcoin umtauschen, weil man nur damit im Café vor Ort bezahlen kann. Für ein Konzept, das in den Siebziger Jahren zur Beschreibung der Selbstorganisation politisch verfolgter Dissidenten entstand, ist das damit betitelte Haus ganz schön protzig. Aber am meisten überrascht etwas Anderes: Wie können sich Anarchokapitalisten zu einer Polis (welcher auch immer!) bekennen? Jene, die Thatchers Idee, es gäbe keine Gesellschaft, nur Einzelne („There is no such thing as society. There are individual men and women and there are families.“) in karikaturmäßig-verbohrt, buchhalterisch genauer Konsequenz durchgezogen haben ... Wenn ihre Ideologie auf etwas fußt, dann doch wohl gerade auf der Negation all jener Wechselbeziehungen, die ein Häuflein Individuen zu einer Polis machen. Als Vertreter des höchsten Stadiums der Individualisierung wollen sie diese Beziehungen durch Verträge und Geld ersetzen (egal, ob durch das bestehende oder irgendein Internet–Zahlungsmittel der Zukunft) – also in der Konsequenz durch ein Recht des Stärkeren.

Als erstes fiel das Diktum des Dissidenten Václav Benda dieser anarchokapitalisitschen „Privatisierung“ zum Opfer – hatte es doch keinen konkreten privaten Eigentümer, weshalb die Anarchokapitalisten es sich aneigneten. Es ist eine Art von Missbrauch. Man kann sich aber auch fragen, ob die Parole nicht zumindest ein ganz klein wenig selbst etwas für diesen Missbrauch kann.

So mancher Zeitgenosse Bendas hätte das wohl bejaht. Ganz sicher z.B. Jan Tesář, Historiker und Dissident, der von den Ansichten abwich, die von tschechischen Dissidenten mehrheitlich vertreten wurden, und sich mit diesen großenteils überworfen hatte. In einem unlängst erschienenen Band, der unter dem Titel *Co počít ve vlkově břiše* [*Was tun im Bauch des Wolfes*] Tesářs Essays aus der Zeit der Normalisierung versammelt, bekennt er sich zu seiner Ablehnung gegenüber dem damaligen Regime, distanziert sich aber auch von etwas, das er als das elitäre Denken einiger Dissidenten bezeichnet: Der Vorstellung, sie könnten sich aus der normalisierten Gesellschaft herauslösen und über diese moralisch erhaben etwas Besseres leben als der Rest. Als Symbol für diese Art von Überheblichkeit sieht er Bendas Worte von der parallelen Polis an. Seiner Ansicht nach sollten die Dissidenten, anstatt in Selbstbespiegelung zu versinken, eigene Institutionen aufbauen, die der gesamten Gesellschaft offen stünden, und damit zur gesamtgesellschaftlichen Bewegung beitragen, zur Veränderung der tschechoslowakischen Polis, deren Teil die Dissidenten gleichermaßen waren wie die übrigen Bürger und auch das verhasste System. Nicht eine Gesellschaft der Vollkommenen und Auserwählten war Tesářs Traum, sondern eine soziale Bewegung, und zwar eine solche, wie sie einige Jahre später in Polen mit der millionenstarken Solidarność entstand. Offen für alle, nicht nur für die Auserwählten aus der parallelen Polis.

An Tesářs Kritik der elitären Neigungen in Dissidentenkreisen ist wahrscheinlich etwas Wahres dran, aber im konkreten Bezug auf Bendas Text zeugt ihre Stoßrichtung meiner Ansicht nach von einem gewissen Missverständnis. Liest man sich ein, so stellt man fest, dass Tesář und Benda im Grunde das Gleiche wollten: Auch Bendas Text feiert keinesfalls Exklusivität und moralische Überlegenheit – ähnlich wie Tesář ruft er zur der Schaffung von Institutionen auf, die der Gesellschaft offen stehen. Wahrscheinlich muss man aber den eigentlichen Text vom Klang der Parole unterscheiden, die er zum Titel hat. Denn die ist sprechend und spricht, wie es scheint, auch heute noch, wenn auch ein wenig gegen den Sinn des Textes selbst. Sie evoziert die Vorstellung, dass es parallel zu der verdorbenen irdischen Gemeinschaft, im selben physischen Raum, aber in anderen Koordinaten, eine Community der moralisch Besseren geben könne.

Solche Vorstellungen findet man allerdings weniger bei den Dissidenten als im Vermächtnis des „fröhlichen Ghettos“, im tschechischen Underground, wo das Elitedenken stark gepanscht ist mit Selbstironie. Ein Kult–Roman Egon Bodys, eines der größten tschechischen Dichter, der zugleich der bedeutendste Ideologe des Underground war (und der auch mit der Geheimpolizei zusammenarbeitete), schildert die abgetrennte Community des Underground als eine Bruderschaft „invaliden Geschwister“; also von Menschen, die von der Gesellschaft nicht aufgrund ihrer moralischen Vollkommenheit ausgeschlossen werden, sondern wegen ihrer metaphorischen oder tatsächlichen „Invalidität“, dies aber dennoch als Eintrittskarte zu einem freieren und sinnerfüllteren Leben betrachten. Die Vorstellung von einer Gemeinschaft der Ausgestoßenen nimmt in mehreren Romanen Bondys apokalyptische Dimensionen an: Während die verderbte Gesellschaft ihrem Untergang zustrebt, können sich diejenigen, die von ihr als „unverwertbar“ und „invalid“ ausgemustert worden waren, retten.

Auch heute sehen wir eine Gesellschaft, die auf eine apokalyptische Katastrophe zusteuert, und selbst die uns zur Verfügung stehende *Technoscience* versorgt uns mit verhältnismäßig deutlichen apokalyptischen Prophetien (etwa den Prognosen zum Klimawandel), während sie gleichzeitig in beträchtlichem Maße daran beteiligt ist, diese auch eintreffen zu lassen. Eine parallele Polis kann vielleicht eine adäquate Reaktion auf eine Diktatur der kommunistischen Partei sein. Aber entspricht sie der heutigen Situation?

Aus der heutigen Aneignung von Bendas Diktum lässt sich eine gewisse Trunkenheit angesichts des Potenzials von *Virtual Reality* herauslesen. Ja, das Internet ermöglicht eine scheinbar unendliche Vervielfältigung von Realitäten, die parallel zueinander verlaufen; man braucht nur weiterzuklicken. Der Raum scheint sich unkontrollierbar auszuweiten, und mit ihm auch die menschlichen Möglichkeiten. Als könne eine unendliche Anzahl paralleler Welten existieren. Aber können wir die auch alle so im Kopf behalten? Und können wir in ihnen, während wir weiterklicken, unsere zivilgesellschaftlichen Standards auf gleichbleibend hohem Niveau aufrechterhalten? Bisher scheint es, als ob dem nicht so sei, als ob diese parallelen Welten zumeist eher der individuellen Selbstbefriedigung, der konformistischen Zustimmung oder der Hetze kleiner Gruppen dienen. Von einem Raum der geteilten Verantwortung, Verbundenheit und Gleichheit sind sie dagegen recht weit entfernt. Das aber sind die Werte, die eine Polis definieren.

Polis, als Kommune oder Gemeinde, setzt die Gleichheit ihrer Bürger und deren Offenheit füreinander voraus, einen kontroversen Dialog, der auf das allgemeine Wohl ausgerichtet ist. Sie setzt einen gemeinsamen physischen Raum voraus, nicht

eine Welt von Menschen, die sich hinter ihren Computerbildschirmen von einer verschlüsselten Seite zur nächsten klicken und in flüchtigen Communities ihre *Selves* ausstellen.

Dabei teilen wir alle miteinander immer noch ein– und denselben physischen Raum, und möglicherweise müssen wir uns heute mehr denn je um ihn kümmern. Die Sorge um die eine, begrenzte Erde könnte insgesamt ein guter Ausgangspunkt für eine Erneuerung des Bürger–Seins sein: eines ökologischen, globalen Bürger–Seins der Teilhabe an unserer gemeinsamen Polis. Zu dieser physischen Welt verhält sich aber die parallele Polis virtueller Anarchokapitalisten aufgrund ihres Freiheitsbegriffs noch ausbeuterischer als die Mehrheitsgesellschaft. Allein zur Gewinnung von Bitcoins, dieser „freien Währung“, die einen der Stützpfiler der anarchokapitalistischen Romantik bildet und ohne die man sich in der „Paralelní Polis“ nicht einmal einen Kaffee kaufen kann, laufen zigtausende Computer, die etwa halb so viel Strom verbrauchen wie die gesamte Tschechische Republik im selben Zeitraum. Aus der Sicht des globalen Klimawandels ist der Stromverbrauch von fünf Millionen Menschen einzig zum Zweck einer virtuellen Variante des Gelddrucks doch ein ziemlich geschmackloser Spaß. Wäre es nicht an der Zeit, diese Computer einfach abzuschalten?

Die Vorstellung von einer „Unabhängigkeit“ vom „System“, einer eigenen Währung, einem eigenen Zentrum, einem eigenen Raum, eigenen Beziehungen nur mit Menschen, die wir uns aussuchen, ist eine Negation der Polis. Logisch mündet sie in *Survivalism*: Wenn wir schon unsere gemeinsam bewohnte Welt nicht retten können, dann bereiten wir uns eben auf den Kollaps vor. Bauen uns einen Bunker, ein Schlupfloch, einen Keller für die Apokalypse, die da kommen wird – und kaufen uns Waffen, die wir dort einlagern, um die Flüchtenden, die an unsere Tore kommen, abzuknallen! Und das alles tun wir natürlich für uns selbst und die, die uns am nächsten sind: Die große Masse wird halt von der Katastrophe hinweggefegt werden. Kann ja nicht jeder seinen Bunker haben, so wie auch nicht jeder ein eigenes Bitcoin–Konto haben kann. Diese parallele Polis wird dann wirklich nicht mehr offen sein für alle, auch und schon gar nicht für jene, die sich einst selbst als „Invaliden“ vom System abgewandt haben oder herausgefallen sind. Nur für Reiche wird sie sein – und nur für Skrupellose.

Sicher, es gibt in der Gesellschaft eine ganze Reihe von Gruppen, die in solchem Maße unterdrückt und ausgeschlossen werden, dass sie den Slogan parallele Polis für sich reklamieren könnten. Eine der aufsehenerregendsten waren die indigenen mexikanischen Landlosen, die in den Neunziger Jahren die Zapata–Armee der Nationalen Befreiung formten. Es ist interessant, dass, obwohl es sich um völlig marginalisierte Menschen am untersten Rand der Gesellschaft handelte, ihre parallele Polis keine Abkehr von jeglicher Verantwortung für die Gesellschaft bedeutete. Sie forderten Unabhängigkeit für ihre Gemeinden, entschieden aber gleichzeitig, vehement in die Diskurse auf gesamtstaatlicher und sogar globaler Ebene einzugreifen. Sowohl in ihren Bemühungen, die Ein–Parteien–Herrschaft in Mexiko zu erschüttern, als auch, eine starke Bewegung gegen den Neoliberalismus anzustoßen, erzielten sie bedeutende Erfolge. Ihre Polis war zwar im gewissem Sinne „parallel“, distanzierte sich aber entschieden nicht von der Sorge um die Welt und die Gesamtheit der Menschheit/oder: Gesamtgesellschaft – im Gegenteil.

Der Anarchist Jakub Polák sagte öfters, die tschechischen Roma befänden sich in einer ähnlichen Situation wie die indigenen Mexikaner aus Chiapas vor dem Zapatisten–Aufstand, und da ist etwas Wahres dran. *Sie* hätten das Recht von einer parallelen Polis zu sprechen, nicht aber irgendwelche anarchokapitalistischen Hipster aus Holešovice.

Mit Benda selbst nahm es ein ziemlich trauriges Ende. Vom christlichen Aktivisten und einem der glühendsten Vertreter der Dissidenten–Bewegung, der seine Zivilcourage mit jahrelanger Haft bezahlte, entwickelte er sich nach 1989 zum antikommunistischen Fanatiker. Als Pinochet 1994 Prag besuchte, traf Benda sich begeistert mit ihm. Böse Zungen behaupten, der Ex–Diktator sei wegen Waffengeschäften nach Prag gekommen und habe die Bewunderung des Ex–Dissidenten als eher lästig empfunden. Ob das nun stimmt oder nicht – wenn der Vater des Konzepts der *paralelní polis* sich mit einem Diktator getroffen hat, der seine Gegner in einem Stadion erschießen ließ, wirft das ein anderes Licht auf ihn. Eine Lehre daraus ist, dass Menschen sich verändern können – und dass dieselben Eigenschaften je nach Situation unterschiedliche Konsequenzen haben, unterschiedlich wirken können. Umso mehr gilt das für Konzepte. Man kann sie nicht in eine andere Zeit verpflanzen ohne dass sich ihr Sinn verändert.

Aus dem Tschechischen übersetzt von Kathrin Janka

PARALLEL-PINOCHET



Der 1978 erschienene Essay *Paralelní polis* des Philosophen, Kybernetikers und Dissidenten Václav Benda ist zweifelsfrei ein visionäres Dokument. Es ist ein Zeugnis der Krise, die die Bewegung der Charta 77, deren Unterzeichner sich entschlossen hatten, gegen das tschechoslowakische kommunistische Regime aufzustehen, schon ein Jahr nach ihrer Gründung, durchmachte. Es ist zugleich ein Zeugnis der praktischen und durchdachten Bemühungen um einen Ausweg aus der Skepsis, die sich damals in der Charta 77-Bewegung breitmachte. Es ist ein strategisches Dokument.

Ich muss zugeben, die Unterzeichner der Charta waren für mich in meinen jungen Jahren, als man über sie schon frei schreiben und Filme drehen konnte – also nach 1989 – Helden. Helden, die den Mut hatten, sich gegen die Unterdrückung zu stellen. Viele sind für mich bis heute Helden geblieben. Auch deshalb, weil ich mir nicht sicher bin, ob ich selbst in Prüfungen wie jene, denen sie ausgesetzt waren, bestehen würde.

Václav Benda und weitere „Chartisten“, die gleich nach der Revolution die Gelegenheit ergriffen, sich innerhalb der frisch entstandenen Machtstrukturen an der Entstehung der Welt, in der wir bis heute leben müssen, zu beteiligen, haben ihr Heldentum für mich verloren. Eine Rolle spielte darin nicht nur ihre Zustimmung zur Zerschlagung des gemeinsamen Staates der Tschechen und der Slowaken im Kontext der Tschechoslowakei und der späteren Tschechischen Republik. Es war vor allem ihre Zustimmung zu der massiven Überführung des Staatseigentums in die privaten Hände der sich bildenden Oligarchie, die sich in diesen frühen Jahren vor nichts scheute. Nicht einmal vor Morden. Das alles unter einem Deckmantel der Euphorie aus neu gewonnener Freiheit, in der Atmosphäre der „süßen“ Neunziger, während derer alles möglich und nichts unmöglich schien.

Dass tatsächlich nichts unmöglich war, stellen wir erst viele Jahre später fest, jetzt, da die skrupellose Oligarchie, die sich damals bereicherte, schamlos an die Macht drängt. Diese Oligarchie übergeht ohne Probleme den Vermittlungsweg der korruptierten politischen Parteien und setzt sich ruhig direkt ins Parlament. Die von ihr eingekauften Medien streuen im gesamten Land nur Mist, dessen einziger Zweck darin besteht, die Aufmerksamkeit von den elementaren Ungerechtigkeiten und realen Lösungsansätzen abzulenken und stattdessen Xenophobie, Rassismus und Nationalismus zu bestärken. Weil, und dessen ist sich die Oligarchie sehr wohl bewusst, die grundsätzliche Lösung unserer Probleme vor allem in der Einschränkung ihrer Macht bestünde, das heißt: in der erneuten Untersuchung aller fraglichen Privatisierungen der staatlichen Betriebe, aller Betrüge und Diebstähle inklusive der Aufhebung aller Eigentumsverhältnisse, die nicht privat oder oligarchisch sind.

Obwohl mir klar ist, dass Bendas Text nicht allzu sehr mit seinem Autor in Verbindung gebracht werden sollte, da er ein von ihm unabhängiges Eigenleben hat, erscheint es mir dennoch fast schon grotesk, dass ich hier über ein Werk von Václav Benda schreibe, von einem Mann also, von dem ich dachte, nie etwas mit ihm zu tun haben zu müssen, und der es mir nie wert sein würde, ihn auch nur zu erwähnen. Denn all das Großartige, das er im antikommunistischen Dissent schuf, und das

war nicht wenig, verriet er in den nachfolgenden Zeiten. Er stürzte sich in den Reigen des neuen politischen Lebens, stieß viele seiner Freunde aus der Charta 77, mit denen er in den damaligen Zeiten eine vielstimmige Gemeinschaft gebildet hatte, wie einen Ballast ab, und gründete eine konservative katholische Partei, die später mit der rechten Demokratischen Bürgerpartei (Občanská demokratická strana) von Václav Klaus, dem Vater des tschechischen „mafiosen Kapitalismus“ (Václav Havel), fusionierte. Zudem ließ er sich durch die unchristliche Sehnsucht nach Rache lenken, Rache an den Kommunisten und überhaupt der gesamten Linken, und trug auf der Seite der rechtsorientierten Gewinner in einem erheblichen Maße zur Wiederherstellung eines brutalen Kapitalismus bei; eines Systems also, in dem kein Platz für Sozialfragen blieb und keine Rücksicht auf die Arbeiterklasse genommen wurde, die in den Augen der neuen Mächtigen ja ohnehin eine Mitschuld an den totalitären Praktiken des Kommunismus trug; eines Systems, das 1989 kaum jemand wollte und das im Endergebnis nicht an einen westeuropäischen Sozialstaat erinnert, sondern an ein Entwicklungsland. Wir wurden in eine Niedriglohn-Welt katapultiert, in eine Gesellschaft mit einem hoch individualisierten Marktwettbewerb, einer fraglichen Sozialabsicherung, mehrheitlich rechtsorientierten und zynischen Eliten, exponentiell wachsenden Miet- und Wohnungspreisen und einem fürchterlichen Wüten jener Banditen, die man in Tschechien euphemistisch Gerichtsvollzieher nennt und in deren Händen sich kleine Schulden durch den Hammerschlag eines Richters ganz leicht in das Tausendfache umwandeln lassen. Es überrascht wohl niemanden, dass der Einführung eines solchen Regimes nichts als Betrug und Lügen vorausgingen, durch die man den wirklichen Sinn der Wirtschaftsreformen sehr wirkungsvoll vor der Mehrheit der Gesellschaft verheimlichen konnte: nämlich die massive Übertragung des riesigen Staatskapitals in den Besitz der so genannten neuen Wirtschaftseliten. Und zwar mit allen Mitteln.

Zu den wichtigsten Dingen, die uns Václav Benda in Tschechien durch sein Wirken in den Jahren nach 1989 hinterließ, zählt die Bewunderung des chilenischen Militärdiktators Augusto Pinochet vonseiten der politischen Rechten. Bei Pinochets Besuch in Prag 1992 lud Václav Benda, damals einer der führenden Politiker, diesen sogar zum Mittagessen ein. Er bewunderte allerdings auch den indonesischen Diktator Suharto. Beide Generäle und Massenmörder standen bei ihm selbstverständlich dafür hoch im Kurs, dass sie bei den Kommunisten hart durchgriffen (der Erste hat Zehntausende Menschen auf dem Gewissen, der Zweite Hunderttausende). Seit dieser Zeit lebt die rechtsorientierte tschechische Gesellschaft in der Furcht, die Demokratie sei bedroht, wenn bei den Wahlen keine rechten Parteien gewinnen, und hält es für zulässig, in solchen Fällen Gewalt anzuwenden oder im Härtefall sogar das allgemeine Wahlrecht in Frage zu stellen.

Auf die Frage, was geschehen wäre, wenn das damalige kommunistische Regime nach der Gründung von Charta 77 ähnlich auf seine Gegner reagiert hätte wie Bendas politische Idole aus Chile oder Indonesien, gibt es nur eine einzige Antwort: Aus der

Revolution von 1989, wenn es überhaupt eine gegeben hätte, wären die Anhänger der Charta 77 lediglich als Teil der revolutionären Mythologie gefallener Helden hervorgegangen, Bendas *Paralelní polis* wäre nicht geschrieben worden, und ich müsste mich folgerichtig zu diesem Werk nicht äußern.

Das alles geht mir durch den Kopf, wenn ich *Paralelní polis* lese und über sie nachdenke. Meine zentralen Gedanken kreisen um Bendas Verrat an etwas, das, den Repressalien des Regimes ausgesetzt, unter Entbehrungen und auf der Basis von Toleranz und Konsens in einer Gemeinschaft, die sehr viele Meinungsverschiedenheiten aufwies, aufgebaut worden war. Teil dieser Gemeinschaft waren die Reformkommunisten, die nach der „brüderlichen Hilfe der Armeen des Warschauer Paktes“ im Jahre 1968 entmachteten worden waren, aber auch linke Humanisten wie Petr Uhl, der als einer der wenigen führenden Chartisten seine Überzeugung auch nach 1989 noch aufrecht erhielt.

Václav Benda war allerdings nicht der Einzige, der sich von seiner Dissidentenvergangenheit und von vielen Gefährten und Freunden, die ihm in schweren Zeiten Halt gegeben hatten, abkehrte – eine ähnliche Entwicklung machte auch Václav Havel durch: Vom Autor des hervorragenden Essays *Moc bezmocných* (Versuch, in der Wahrheit zu leben), der ebenfalls in den 70ern verfasst worden war, zum ehrwürdigen Präsidenten, der an seinem Lebensende ein brennender Anhänger der aggressiven amerikanischen Außenpolitik war. Der Höhepunkt seiner immer peinlicheren politischen Karriere war der so genannte „Offene Brief der Acht“, in dem er 2003 zusammen mit weiteren kriegsversessenen europäischen Politikern die USA aufforderte, den Iran anzugreifen, wobei dieser Angriffsplan sowieso schon lange feststand.

Es sei für Václav Benda also eine verdiente Belohnung für seine *Paralelní polis*, dass inzwischen ein Loft für konform gemachte Avantgarde-Künstler in Prag ihren Namen trägt, ausgestattet mit einem Café, in dem man nur mit Bitcoins zahlen darf, weil sich seine Betreiber in den Zeiten allmächtiger globaler Konzerne um eine Unabhängigkeit vom Zwergstaat Tschechien bemühen. Sie wollen keine Steuern zahlen und halten Vorträge zu Themen wie Hacken und Anarchokapitalismus und preisen ein System an, in dem der Markt alles, aber auch wirklich alles regelt. Der Sozialstaat basiert darin nur noch auf der Wohltätigkeit, also den Krümeln vom Tisch der Erfolgreichsten.

Und es soll für Benda eine Belohnung sein, dass einer Verwirklichung der Postulate aus *Paralelní polis* bisher jene jungen linksorientierten Menschen am Nächsten kommen, die nach einer Alternative zum ungerechten, rücksichtslosen und die ganze Welt zugrunde richtenden System suchen, zu dessen Erblühen auf dem tschechischen Gebiet Václav Benda letztendlich beitrug. Aber diese Menschen werden nur so lange suchen können, bis einer der Nachfolger von Bendas Idolen sie von der Erdoberfläche verschwinden lässt.

Aus dem Tschechischen übersetzt von
Barbora Schnelle

PARALELNÍ POLIS
NACH 40 JAHREN

Paralelní Polis
Bitcoin Paradies mit Sitz in Praha-Holešovice.
Fragen Sie nicht nach Quittungen.

„Paralelní polis wird jeden Tag offen sein,
vor allem dank des Betriebs des Bitcoin Cafés und
der Bibliothek
und des Hubs, des Gemeinschaftsbüros.
Mit dem Betrieb wollen wir zeigen,
wie unsere Unabhängigkeit im realen Leben praktiziert
werden kann.
Zum Beispiel dadurch, dass wir nur mit Kryptowährungen
arbeiten
und wer im Café Kaffee trinken will,
muss sich eine solche besorgen“,
sagt dem Server Lidovky.cz eines der Mitglieder der
Künstlergruppe, Petr Žilka.

Gleich am Eingang in die Paralelní Polis finden Sie den
Bitcoin–Bankomat.
Im Gebäude können Sie Snacks kaufen und Arbeitsplätze
anmieten
und nur mit Bitcoins bezahlen.

Im Bitcoincafé Paralelní Polis in Holešovice
traf sich letzte Woche eine Crew von Leuten,
die sich einen kleinen Chip unter die Haut implantieren
ließen.
So kann Honza mit der Hand bezahlen – leider kann man in
der Paralelní Polis nur so bezahlen und nur mit Bitcoins.

Roman Kanda

PARALLELE POLIS UND
MASSENKULTUR

Im sechsten Kapitel ihres Buches *Zwischen Vergangenheit und Zukunft* (Between Past and Future, Erstausgabe 1961) befasst sich Hannah Arendt mit der Krise der Kultur in den europäischen Gesellschaften vor dem Hintergrund der Nachkriegssituation. Arendt tritt mit ihrem Text zu einem Zeitpunkt in die Diskussion ein, als die Reflexion über Kultur und Gesellschaft gerade einen grundlegenden Wandel erfährt: Die Massenkultur, um die sich Arendts Überlegungen drehen, wird nicht mehr als „niedrig“ bzw. „trivial“ verworfen oder verurteilt; sie wird als wissenschaftlich interessanter Gegenstand von SoziologInnen, ÄsthetikerInnen, PhilosophInnen und HistorikerInnen anerkannt. Hannah Arendt vermeidet insofern jegliche moralisierende Verurteilung der Massenkultur, macht jedoch aus ihrer kritischen Haltung keinen Hehl. Dabei steht für sie die Frage nach dem Verhältnis von Kultur und Gesellschaft im Zentrum. So stellt sie fest, der gemeinsame Nenner von Massenkultur und Massengesellschaft sei nicht die „Masse“, wie man auf den ersten Blick meinen könnte, sondern die „Gesellschaft“. Das tatsächliche Problem und die maßgebliche Voraussetzung für die Existenz der Massenkultur sei nämlich der epochale Wandel der Gesellschaft in eine Massengesellschaft.

Im 18. und 19. Jahrhundert war der Begriff der „Gesellschaft“ bei weitem nicht so breit gefasst wie wir ihn heute im Kontext westlich-liberaler Demokratien üblicherweise verstehen. Die damalige Gesellschaft wurde durch die sogenannte „bessere Gesellschaft“ repräsentiert – durchweg gebildete und wohlhabende weiße Männer (Frauen hatten bekanntlich keine gleichberechtigte Stellung), Angehörige der Aristokratie und später der Bourgeoisie. Der Einzelne konnte dem Druck einer so eng aufgefassen Gesellschaft scheinbar leicht entkommen. Auf der anderen Seite gab es ganze Schichten, die nicht zur Gesellschaft gehörten. Die ausgeschlossenen Schichten waren im positiven und befreienden Sinne „barbarisch“ und verkörperten gleichzeitig so etwas wie das schlechte Gewissen der exklusiv definierten Gesellschaft; durch ihr Ausgeschlossenein erinnerten sie daran, wo deren Humanität ihre Grenze hatte. Wie hinlänglich bekannt ist, sah die von Marx formulierte radikale Kritik die Lösung dieser schroffen Aufteilung der Bevölkerung in der Befreiung

Am Montag, den 02.05.2016 lädt euch der Präsident der Freien Republik Liberland
ins Bitcoin Café im Paralelní Polis
zum informellen Treffen der Liberal Party
mit einer Kostprobe des original liberländischen Biers Liberal ein.
Thema eines kurzen Vortrags wird die Liste der geplanten Veranstaltungen sein
Die Strategie der Gebietsbesiedelung
Vorstellung der Entwicklung des virtuellen Einkaufsbereichs von Liberland
sowie der Ergebnisse des Architekturwettbewerbs.

Der Staat ist eine legalisierte Mafia
behauptet Anarchokapitalist Urza
Der Staat nimmt den Leuten das Geld weg wie ein Räuber, der andere im Park überfällt
behauptet Anarchokapitalist Urza
Texte schreibe ich schon lange, mindestens zehn Jahre
behauptet Anarchokapitalist Urza
Die Buchpremiere feierten wir Anfang März im Paralelní Polis
behauptet Anarchokapitalist Urza

Die gemeinnützige Organisation Paralelní Polis
geriet in ein Gewirr finanzieller Probleme,
Ende des Jahres 2016 beliefen sich ihre Schulden auf
Eine Million Einhundert Achtzig Tausend Kronen.

Um sich von den finanziellen Problemen vom Oktober 2016 zu befreien,
half insbesondere auch der Hackers Congress vom Oktober 2017.
„Seitdem ist unser Haushalt wie bei einer richtigen
gemeinnützigen Organisation
ausgeglichen,
zum Beispiel die Kaffeemaschine wird in Raten bezahlt.“

*Aus dem Tschechischen und Slowakischen übersetzt von
Lena Dorn*

der Gesellschaft durch Emanzipation und die hegelianische Aufhebung des Proletariats.

Der amerikanische Schriftsteller und Kritiker Dwight MacDonald weist in seinem heute bereits als Klassiker geltenden Essay *Eine Theorie der Massenkultur* (A Theory of Mass Culture, 1953) darauf hin, dass die Voraussetzungen für den Wandel der Gesellschaft in eine Massengesellschaft sich schon zu Beginn der Moderne herausbildeten. Die Wesensmerkmale der Massengesellschaft hingegen zeigten sich in aller Deutlichkeit erst nach dem Krieg im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Konjunktur, die zur Vermassung der Gesellschaft führte, zur Integration aller Klassen in diesen übergeordneten Begriff. Pier Paolo Pasolini beschrieb dies in einem seiner Artikel aus den siebziger Jahren, online publiziert bei *Corriere della Sera*, als anthropologische Transformation, die die Homogenisierung der italienischen Kultur und eine Destruktion traditioneller, oft von der Klassenzugehörigkeit bestimmter kultureller Unterschiede auslöste. Diese Transformation ist nichts Abstraktes, sie ist im Gegenteil in ihrer Gleichförmigkeit gut sichtbar: Den Arbeiter, den Bürokraten und den Bauern können wir für gewöhnlich nicht mehr auf den ersten Blick unterscheiden – sie sprechen und kleiden sich ähnlich, ihre Sprache wie auch ihr Äußeres sind geformt von der Wirkmächtigkeit der homogenisierenden Massenkultur.

Mit all dem, was Pasolini so deutlich aufzeigt, sind nicht nur Fragen nach den Möglichkeiten radikaler Kritik und politischen Handelns verbunden (wer repräsentiert in der Massengesellschaft das Proletariat?), sondern auch das Problem der Beschaffenheit der gegenwärtigen Kultur. Kommen wir noch einmal auf Arendt zurück, die etwas abschätzig darlegt, die Kultur werde eine der Massen, wenn die Massen sich „auf sie stürzten“. Es geht dabei jedoch nicht nur um die Ausdehnung des Begriffes Kultur oder die Erweiterung der Zugänglichkeit von Kulturgütern, sondern um die Umwandlung des Verhältnisses der (Massen-)Gesellschaft zur Kultur. Es stimmt, dass die Gesellschaft im exklusiven Sinne (d.h. die des 18. und 19. Jahrhunderts) sich Kultur und kulturelle Werte zunutze machte – die Kultur

unterlag dem bourgeoisen Utilitarismus, das bedeutet, sie war in erster Linie ein Mittel der Selbstbildung und Selbstoptimierung dieser Klasse. Die Massengesellschaft aber verbraucht die Massenkultur wie jede andere zum Konsum bestimmte Ware. Die Massengesellschaft sucht in der Kultur nicht Selbstbildung und Selbstoptimierung, sondern Unterhaltung.

Das an sich muss noch nicht die größte Gefahr sein, jedenfalls nicht schwerwiegender als der bourgeoise Utilitarismus. Schwierig wird es dann, wenn die Anforderung der Konsumierbarkeit beginnt, die Struktur der Kulturgüter selbst zu beeinflussen, in Form und Inhalt. Der unaufhörliche Imperativ des Konsums führt zur Vereinfachung, Kürzung, zur Beschneidung der Bedeutung im Sinne einer Reduktion von Mehrdeutigkeiten und ironischen Ambivalenzen. Kulturgüter werden durch die Massenkultur derart angepasst, dass sie dem Konsum entgegenkommen, im Sinne einer Erleichterung ihrer Konsumierbarkeit. Massenkultur ist nivellierend. Sie zerschlägt Werthierarchien (tatsächlich untergräbt sie Stellung und Charakter der elitären Kunst) und reiht eine trivialisierte Bearbeitung *Hamlets* oder des Musicals *My Fair Lady* an die andere – um jene Beispiele anzuführen, auf die auch Arendt verweist. Es drängt sich eine Charakterisierung der Massenkultur als ästhetischer Populismus auf. Diese wäre jedoch nicht ganz zutreffend, weil das Ästhetische in der Massenkultur nicht das entscheidende Merkmal ist, sondern die Möglichkeit zur Unterhaltung durch schnelle und problemfreie Konsumtion. Das rasante Tempo der Konsumtion führt zu einem kontinuierlichen Herstellungsprozess, ja die Herstellung produziert sogar selbst die Konsumtion im Interesse des Kapitals. Das analoge Fernsehen zum Beispiel, in der Zeit Arendts eminenter Verbreiter von Massenkultur, wird von Raymond Williams in den siebziger Jahren ganz treffend als unendlicher „Strom“ (englisch *flow*) charakterisiert. Während Theater-und Filmvorführungen oder Musikauftritte Anfang, Mitte und Ende haben, überflutet uns das Fernsehprogramm in einem nicht abbreißenden Strom, ohne klare zeitliche Begrenzung. Wir erinnern uns gar nicht mehr, welche Sendung wir wann gesehen haben, und es ist auch nicht wichtig – Williams spricht von einer strukturellen Ausschaltung des Gedächtnisses als Folge der fehlenden Zeitlichkeit des permanenten Televisionsstroms.

Doch die Zeiten ändern sich, und die Grenze zwischen Massenkultur und individueller Kreativität, deren privilegiertes Gebiet die Kunst ist, ist längst nicht mehr so klar, wie sie noch in der Zeit von Arendt, Adorno und Williams erschienen sein mag. Mit der Verbreitung des Internets entstand ein schwinde- llergend großer Raum virtueller Kommunikation, in dem man Parallelstrukturen (eine parallele Polis) aufbauen könnte, die die verschwimmenden Grenzen flexibel entlang der sich jeweils bildenden Kommunikationssituation definieren würden. Die virtuelle parallele Polis könnte mehr oder weniger unabhängige, miteinander verflochtene freie Enklaven schaffen, die sich dem unaufhörlichen Strömen der Massenkultur widersetzen. Aber die bisherige Entwicklung in den Kommunikationstechnologien bestätigt diese optimistische Erwartung nicht. Es zeigt sich, dass der virtuelle Raum des Internets, die Logik seines Funktionierens, eine sehr ambivalente Wirkung hat; er ist befreiend, aber auch diktierend, bedeutungstiftend, aber auch marginalisierend, verknüpfend, aber auch sektiererisch ausschließend. Gemeint ist nicht nur das konkrete Handeln Einzelner innerhalb der zahlreichen virtuellen Communities wie Facebookgruppen, die sich mit künstlerischen Werken beschäftigen. Die Grenzen des virtuellen Raumes sind strukturell; er öffnet sich in alle Richtungen, also führt er zur Nivellierung – was typisches Kennzeichen gerade der Massenkultur ist. Eine Exklusivität, die selbstbewusst bis arrogant den Betrieb und die fragmentierenden Tendenzen des virtuellen Raumes (denken wir an sich immer weiter verzweigende Diskussionen über Facebook und Twitter) missachtet, führt wieder zu Abgeschlossenheit und Bedeutungslosigkeit: Eine vereinzelte Geste wird im von wechselseitiger Durchdringung bestimmten Netzwerk niemand wahrnehmen.

Wie kommen wir da raus, wenn die angedeutete Abgeschlossenheit doch nichts Gutes erwarten lässt? Vielleicht führt ein möglicher Weg hinaus aus dem virtuellen Raum der Internetserver. Wenden wir uns einem einigermaßen anschaulichen Beispiel zu, das besonders die EinwohnerInnen von Städten buchstäblich jeden Tag vor Augen haben: Graffiti. Typisch für Graffiti ist eine Verkettung paradoxer Ambivalenzen – der schmale Grad zwischen Vandalismus und Kunst, Subversion und Kitsch, Anonymität und Exhibitionismus; das Spannungsfeld zwischen Individualismus und Zugehörigkeit zur Community; der irritierende Widerspruch zwischen der Banalität der vordergründigen Mitteilung und der Verwendung kryptischer Zeichen, die nur Eingeweihte verstehen können. Graffiti trägt alle Anzeichen von Kunst, die sich erst im Entstehungsstadium befindet, auch wenn es von manchen Menschen und in manchen Fällen bereits als Kunst anerkannt wird. Man könnte einwenden, dass es eine der zentralen Gefahren des Zeitalters der Massenkultur nicht überwindet – die Vergänglichkeit. Das stimmt nur zum Teil – es gibt im Gegenteil auch Graffiti, das bereits zu einem historischen Phänomen geworden ist, wie etwa die berühmte Lennon-Mauer auf der Prager Insel Kampa. Am Beispiel der Lennon-Mauer können auch Spezifika dieses Schaffens aufgezeigt werden. Man kann nicht von einer Identität des Werkes sprechen, die

von Unveränderlichkeit herrührte, einer relativen materiellen Beständigkeit, wie bei den künstlerischen Artefakten der Alten Meister. Wir haben es hier vielmehr mit einer durch einen kontinuierlichen Schaffensprozess, durch Ergänzungen, Überlagerungen beständig erneuerten „Identität“ zu tun – und zwar in dem Maße, dass wir das Ursprüngliche vom Hinzugefügten nicht mehr gut unterscheiden können. Und das ist auch nicht notwendig; der Gegensatz von Originalem und Abgeleitetem, Ursprünglichem und Hinzugefügtem verliert an Bedeutung.

Nichtsdestotrotz sind Graffiti und Straßenkunst nicht vor jener anderen Gefahr gefeit, die die Massenkultur und die Massengesellschaft im Spätkapitalismus kennzeichnet: der Verwandlung von Subversion in Affirmation, der Verflachung der revolutionären Geste in unschädliche Provokation. Überraschenderweise geschieht das genau in dem Moment, in dem Graffiti, ursprünglich „vandalistisch“ („proletarisch“ kann man nicht mehr sagen) und „barbarisch“ – im oben erwähnten Sinne von „revoltierend gegen die Gesellschaft und ihre Werte“ – seine Anerkennung als Kunstform erreicht. Dann ist es auf die gleiche Weise bedroht, auf die jede Kunst in der Massengesellschaft des Spätkapitalismus bedroht ist. Aufgrund seiner schwierigen physischen Überführbarkeit ist es noch stärker als ein Gemälde oder eine Statue einer weiteren Macht ausgesetzt, und zwar der Macht der Übertragungstechnologien (Fotografie und Video), die den verschiedensten Adaptionen, Paraphrasierungen, Vereinfachungen Tür und Tor öffnen, das heißt: der Konsumtion. Diese Gefahr ist schon in der bloßen Form des Graffiti angelegt, in seiner exhibitionistischen und kitschigen Tendenz, die allerdings in sich selbst noch in eine ironische Geste oder Persiflage gewendet sein kann. Wird dieser Aspekt nicht auf sich selbst belassen, kann sie das freie Werk leicht negieren.

Das Beispiel Graffiti als uneindeutiges Phänomen des zeitgenössischen urbanen Raums stimmt mich schlussendlich gegenüber dem Gegenstand eher skeptisch. Eine parallele Polis kann im Kontext der Massengesellschaft des Spätkapitalismus keine stabile Enklave authentischen widerständigen Schaffens zur Verfügung stellen, denn die Massenhaftigkeit ist charakterisiert durch Übermaß und Überschuss, Wachstum und Absorption, permanentes Fließen. Eine parallele Polis kann allerhöchstens eine fragile Erinnerung sein daran, dass so etwas wie eine schöpferische Energie in unserer Gesellschaft fortlebt, hier und da aufscheint und zumindest einen kostbaren Augenblick lang die Zeitlosigkeit der Massenkultur überwindet.

*Aus dem Tschechischen übersetzt von
Max Zaloudek und Lena Dorn*

Petra Hůlová

MAN KANN NICHT ANDEREN ANGST VORWERFEN UND SICH GLEICHZEITIG SELBER FÜRCHTEN

Der folgende Essay ist eine Textfläche beziehungsweise ein fiktiver Monolog der „anderen Seite der gespaltenen Gesellschaft“ (in Tschechien). Es wird versucht, Empathie für die „andere Seite“ in Gestalt der Erzählerin „Banane“ zu wecken und dadurch die gängige Art und Weise zu problematisieren, wie wir, die sogenannte „intellektuelle Elite“, diese „andere Seite“ wahrnehmen. Das Konzept der parallelen Polis wird hier in seiner Bedeutung in Richtung einer „alternativen Realität“ verschoben, die teils organisch entstanden ist, teils als Ergebnis moderner Marketingtechnologien und –kampagnen in den sozialen Netzwerken. Der folgende Monolog soll die Voreinstellungen unserer Wahrnehmung verändern und einen Dialog anregen. Die absichtlich provokante Grundstimmung hat zum Ziel, einen modellhaften Leser zu animieren, die Prämissen seines Nachdenkens über die gespaltene Gesellschaft zu überdenken.

Die Schlaumeier überall in Europa reden ständig von der gespaltenen Gesellschaft. Sie organisieren Workshops, Podiumsdiskussionen und Runde Tische, wo sie sich selber bedauern und vorm Dritten Weltkrieg warnen. Sie erzählen, dass in Europa, so wie in den Dreißigerjahren, die einen die anderen auf den Tod nicht ausstehen können. Dass das ist wie ein Krebsgeschwür. Die Schlaumeier grübeln, warum ein Teil der Leute so verdorben ist. Wie überreife Bananen, die in die Ramschkiste vor dem Super-

markt gepackt werden. Ich bin eine von diesen Bananen. In Polen und in Tschechien war ich vor dreißig Jahren eine Banane, die begeistert war, dass der Kommunismus vorbei ist, in Deutschland war ich eine Banane, die durch die Reste der Berliner Mauer in den Westen gekrabbelt ist, in Ungarn und Rumänien war ich eine Banane, die sich über den Abzug der Russen gefreut hat.

Vor dreißig Jahren haben die Bananen und die Schlaumeier in einem Boot mit dem Namen „Euphorie“ gesessen und auf dem Weg zu Demokratie und Wohlstand zusammen gesungen. So sehen das die Schlaumeier heute und sie können nicht verstehen, was passiert ist. Allerdings gab es zwei Boote. „Freiheit“ und „Kapitalismus“. Die Bananen haben nur auf das erste gewartet. Vom Boot „Kapitalismus“ hat damals keiner was gesagt. Bis wir alle drin saßen.

Die überraschten Schlaumeier sind wahrscheinlich in den letzten dreißig Jahren mit einem Eimer überm Kopf rumgelaufen, wo sie ihr Gerede über Flexibilität, Bildungsniveau und Urbanität reingenschelt haben. Leute, die mit ihren eigenen Händen arbeiten, waren für sie Abfall mit niedrigem IQ, Menschenmaterial ohne Perspektive, das es nicht weit bringen würde, und zwar einzig und allein durch seine eigene Schuld. Die Bananen waren und sind für die Schlaumeier Menschen zweiter Klasse. Die wollen nicht mal, dass ihre Kinder nach der Unterstufe weiter mit den Bananenkindern zusammen zur Schule gehen. Die gespaltene Gesellschaft fängt also schon damit an, wer's aufs Gymnasium schafft und wer nicht.

Zweitens hat das Geld sie gespalten. Firmen sind bankrottgegangen, oder die eigenen Manager haben illegal Geld abgezweigt, mit stiller Zustimmung von den Schlaumeiern, die immer mit ihrem Mantra gekommen sind, dass alles, was vielleicht schlecht ist, bei den Kommunisten auf jeden Fall noch schlimmer war, sprich: jeder, der die neue Zeit kritisiert, ist ein heimlicher Kommunist, sprich: pfui. Und wer zum Beispiel gesagt hat, dass es früher auch gute Sachen gab wie Kinderkrippen, Freizeit, den Gewerkschaftsbund, oder dass alle eine Arbeit hatten, den haben sie komisch angeguckt, er soll die Klappe halten, weil das peinlich ist. Ich glaube, dass die Leute, die tausendmal mehr verdienen als ich und die nicht tausendmal schlauer, gebildeter oder fleißiger sind, dass die nur von der Arbeit von Tausenden von Bananen leben. Und das regt mich total auf.

Die Politiker haben einfach auf uns geschissen. Wir haben sie gewählt, damit sie für uns da sind. Eine Weile nach der Samtenen Revolution war das auch so. Dann gab's im Fernsehen und in der Zeitung plötzlich wieder so dussliges Geschwafel. Immer nur: Hauptsache, den Firmen geht's gut, als ob die Menschen für die Firmen da wären und nicht umgekehrt. Wenn die Firmen reich sind, seid ihr auch reich, haben sie im Fernsehen gesagt. Pustekuchen! Die Reichen werden immer reicher und die Armen immer ärmer. Und viele Bananen fragen sich: Wie lange noch? Und in ihren Herzen spüren sie großen Ärger.

Natürlich geht's nicht nur um die Kohle. Nicht alle Bananen sind arm und nicht alle Schlaumeier reich. Es geht eher um die Arroganz von denen. Meine Meinung hat nicht weniger Wert, nur weil ich keine gute Ausbildung hab. Glaubt ihr, uns geht's vor allem um die Flüchtlinge? Irrtum. Wir haben einfach mit der Zeit aufgehört, euch das insgesamt alles abzunehmen. Unsere Geduld mit eurer Heuchelei ist vorbei. Ihr habt so lange dahergebetet, dass jeder in der Lage sein muss, sich seine eigene Meinung zu bilden, dass wir uns eben eine gebildet haben, und wir lassen uns auch nicht von euren Medien manipulieren. Bloß, wenn wir jetzt eine eigene Meinung haben, dann ist das ein Problem, oder? Ihr nehmt den Mund voll mit Demokratie, Freunde, aber wenn unsere Seite bei demokratischen Wahlen Erfolg hat, dann bedeutet das angeblich eine „Gefahr“ für die Demokratie. Ihr lacht uns wegen unserer Angst aus, und dabei habt ihr selber welche – vor uns.

2008 sind die Banken zusammengebrochen, und für die Reichen ausgebügelt haben das, wie üblich, die armen Schweine. Zu Silvester, die Vergewaltigungen durch Moslems in Deutschland, die hat das Fernsehen zuerst kleingeredet. Und jetzt würden sie am liebsten die Lehrerin zum Schweigen bringen, die ein Buch darüber geschrieben hat, dass die Flüchtlingskinder sich weigern, Sachen zu lernen, die gegen den Koran sind.

Eure Angst vor uns wächst, je länger ihr so rumheuchelt, weil ihr dann umso lächerlicher seid, wenn ihr am Ende doch zugeben müsst – und euch bleibt nichts anderes übrig –, mit was allem wir recht gehabt haben. Wie viele Menschen in Armut leben, nur weil die Schlaumeier Solidarität und Gleichheit zu was abgestempelt haben, das einer schiefen Bahn in Richtung stalinistische Konzentrationslager gleichkommt. Wenn man sich zu Hause wie zu Hause fühlen will, dann ist das nicht rassistisch, oder wenn man will, dass Ausländer mit Demut hierher kommen. Wir haben genug von eurer moralischen Überheblichkeit.

Die Parallelkultur ist, dass wir schon lange nichts mehr glauben. Und statt dass sich die Schlaumeier mal an den Kopf fassen, tun sie so, als ob wir alle auf rätselhafte Weise verrückt geworden sind oder von Geburt an böse, dumm oder manipuliert. Hallo? Wann schaut ihr euch mal an, wie ihr das dreißig Jahre lang hier gemanagt habt, wann benennt ihr eure Fehler und gebt den Menschen ein Recht auf ihre Emotionen? Warum sollen nur eure Ängste erlaubt sein? Geht denn das, den Menschen zu befehlen, was sie fühlen sollen und was nicht?

Meine Meinung hat jahrelang keinen interessiert, und dass sie jetzt eine Partei interessiert, die die Schlaumeier als „extrem“ bezeichnen, das ist nicht mein Problem. Dass das BIP wächst, haut mich nicht vom Hocker, und zum Reisen hab ich weder Zeit noch Geld. Mit solchen Freiheiten kriegt ihr die Bananen nicht rum. Nach der Revolution haben uns unsere Eltern beneidet, dass wir jung sind. Dass wir alles noch vor uns haben. Wie viele beneiden heute junge Leute um ihre Zukunft? Die jungen Bananen keiner, und die Schlaumeier auch nicht. Wo ist der Fehler passiert?

Unsere Ansichten nennt ihr Verschwörungstheorien. Wir nennen die ganzen Medien so, die irgendwelchen reichen Säcken gehören und die von früh bis spät Schwachsinn verbreiten, der ihnen gerade in den Kram passt. Die staatlichen Medien dagegen sagen zu denen, die finden, dass Staatsgrenzen nicht zum Spaß da sind, dass sie Rassisten sind. Mut ist, Angst zuzugeben, nicht jemandem vorzuwerfen, dass er welche hat. Wird die Angst etwa durch solche Beschimpfungen kleiner? Oder geht es den Schlaumeiern einfach nur darum, dass wir nicht zu hören sind?

Die Schlaumeier denken, dass sie ein Herz aus Gold haben, wenn sie von früh bis spät vom Humanismus reden. Aber nie im Zusammenhang mit Bananen. Immer nur im Zusammenhang mit Lesben, Flüchtlingen oder irgendwelchen Minderheiten.

Wir rackern uns ab und es ist unfair, wie wir behandelt werden. Also klar, unsere Stimme ist ein Protest. Wir wollen den Schlaumeiern eine Lehre erteilen. Bloß, statt dass die Schlaumeier drüber nachdenken, bombardieren sie uns mit Hate-Postings und heulen den guten alten Zeiten nach. Aber für uns waren die „guten alten Zeiten“ nicht gut. Hallo? Wir leiden kein bisschen an Neunzigerjahre-Nostalgie, Freunde. Es gibt nichts, was wir gerne „zurückhätten“. Wir haben gesehen, wie Leute sich bereichert haben, und wir haben ewig und drei Tage gewartet, dass die viele Knete aus den ganzen gut laufenden Firmen mal bis zu uns durchsickert, aber denkste. Und das Wort „Volk“ ist inzwischen zu einem Schimpfwort geworden. Hätte Havel das etwa gewollt? Dass wir uns dafür schämen, dass wir Tschechen sind?

Hört auf, den guten alten Verhältnissen nachzutruern, als sich im Parlament noch die immer gleichen Schweinevisagen abgewechselt haben. Ist doch gut, dass das vorbei ist! An den neuen Parteien, die ihr populistisch und ausländerfeindlich nennt, gab's bei euren Mitbürgern halt Bedarf. Findet euch damit ab, Schlaumeier, kapiert endlich, warum, und zieht eure Lehren. Sonst wird das nix.

Jedenfalls wenn ihr die gespaltene Gesellschaft kitten wollt. Bloß weiß ich manchmal echt nicht: Wollt ihr euer Land heilen oder bloß eine Stimme zum Schweigen bringen, die euch nicht passt? Wollt ihr das Volk vereinen oder nur die Unangepassten und Ausgeschlossenen überschreien?

Ihr warnt vorm Krieg, aber ihr entfesselt ihn ja selber mit eurem Hass. Wir Bananen wollen keinen Krieg. Aber auf den Kopf scheißen lassen wir uns auch nicht mehr. Wir sind weder kleine Kinder noch Dummköpfe und haben kein Interesse an eurem Moralgeschwafel. Ihr habt Angst vor uns und predigt uns dabei, wie schädlich die Angst ist. Seid doch so nett und guckt kurz mal selber in den Spiegel.

Ihr versucht uns zu übertönen, als ob diejenigen recht hätten, die lauter sind als die anderen. Wir brüllen zurück, wir lassen uns nicht unterbuttern.

Ihr Schlaumeier habt uns doch beigebracht, dass wir uns nicht für unsere Ansichten schämen sollen. Wahrheit ist das, was man mit seinem Herzen fühlt. Dazu braucht man nichts als sein Herz. Das Herz lügt nicht.

*Aus dem Tschechischen übersetzt von
Mirko Kraetsch*



Tereza Semotamová

HIER BIN ICH MENSCH



Ich kaufe im dm in Holešovice 20 Friedhofskerzen. Ich will nur die roten, ich weiß nicht warum. Ich merke, dass mein Auge komisch zuckt. Ich schreibe David eine Kurznachricht, ob er die Fotos im Copyshop ausgedruckt hat. Ich hoffe, er lässt sie auf festes Papier drucken, wage aber nicht, ihn danach zu fragen. Hier bin ich Mensch.

Ich gehe mit meinem Rucksack voller Friedhofskerzen Richtung Goethe-Institut – da soll ich ein Interview geben. Ich habe keine Ahnung, worum es geht. Tschechien, Ahoj oder ich? Ich als ein „Ahoj!“ von Tschechien? Ich werde gefragt, ob die Tschechen „Ahoj“ mit Meer assoziieren. Nein, gar nicht. Bachmanns Gedicht „Böhmen liegt am Meer“ kennt hier fast keiner. Ahoj sagt man normalerweise als Grußwort oder wenn man auf einem Fluss paddelt. Wir Tschechen haben schöne Flüsse. Ich werde gefragt, ob mein Buch, in dem es darum geht, dass eine junge Frau im Schrank lebt, ein Bildnis für Tschechien sein soll. Tschechien als eine Festung innerhalb Europas? Nein, es geht um die intime Geschichte eines verlorenen Menschen, der zu traurig ist, um sich eine vernünftige Bleibe zu suchen. Um Tschechien- und Deutschlandkritik geht es nicht, obwohl es in beiden Ländern ziemlich schwierig ist, eine bezahlbare Wohnung zu finden, wenn man keine Freunde hat, die Freunde haben, die von Wohnungen wissen. Wohnst du noch oder lebst du schon?

Ich bin hungrig. Um fünf habe ich ein Treffen an der russischen Botschaft, die saudische soll dort in der Nähe sein – vielleicht auch gedanklich. Ich kenne bis jetzt nur die russische. Und ich kenne nur den Weg durch den Park, gehe also zu Fuß. Ich sehe schlecht und habe allgemein das Gefühl, dass meine Augen nicht richtig funktionieren. Die Welt ist nebelhaft. Als würde ich durch die neu besorgte Brille Geister sehen. Meine Schwester sagt, egal, du hast doch eh schon alles gesehen. Ich kaufe mir in einer Bäckerei eine Scheibe Brot mit Eiaufstrich. Sie schmeckt komisch und ich habe Angst, dass der Aufstrich voll von kleinen Eierschalenstückchen ist, die meinen Darm verletzen. Neurose pur! Ich laufe durch den Park, will diesen Geschmack vergessen und frage mich, ob überhaupt jemand kommt. Ich musste die Aktion als Geheimlink auf Facebook teilen, da meine Facebook-Seite von der tschechischen Polizei überwacht wird. Und eine Versammlung von Menschen, die nicht amtlich erlaubt ist, ist ein Problem und wird bestraft.

Ich wiederhole den Namen Khashoggi, um ihn mir zu merken. Ich bin doch nicht blöd. Einige Menschen lernt man erst durch ihren Tod kennen. Dann muss man auch ihren Name aussprechen können und halbe Nächte googeln, ob sie wirklich nett waren, wenn sogar der türkische Präsident ihrer gedenkt. Oft ist so etwas nämlich kein gutes Zeichen. Diesmal ist es der saudische Journalist Jamal Khashoggi – die ganze Welt weiß jetzt, wie er starb: Während eines Verhörs sollen ihm zunächst die Finger abgeschnitten worden sein, und später sei er enthauptet worden. Man ist in den heutigen Medien allerlei bizarre Sachen gewöhnt, doch das ist irgendwie zu viel. Das ist kein verrückter Krimi, den

man nicht zu Ende lesen sollte. Das war ein Mensch, der sich nach etwas sehnte – danach, sein Leben mit einem geliebten Menschen zu teilen.

Khashoggis Freundin Hatice Cengiz wartete draußen vor der Botschaft auf ihn. Der Text, den sie nach dem Mord an ihrem Verlobten für die New York Times geschrieben hat, zeigt, wie zerbrechlich und gleichzeitig intensiv ihre Beziehung war. Sie kannte ihn aus seinen Texten, weil sie sich für den Mittleren Osten und die Golf-Region interessierte. Es war der Kampf für das Gute, der die beiden verband – etwas Unbezifferbares, etwas, das aus einem Menschen einen Menschen macht. Mit Zufriedenheitsgarantie?

Ich warte vor der russischen Botschaft, hier bin ich Mensch. Ich reibe mir die Augen und probiere ein paar Augenyoga-Übungen zur Beruhigung. Wahrscheinlich sehe ich dabei debil aus. Gerade läuft ein bekannter Fernsehmoderator mit seinem Rudel vorbei – er muss hier irgendwo wohnen, er ist klug und reich und mit einer tollen Schauspielerin zusammen. Beim Anblick der Botschaft sagt diese plötzlich: „Fürchterlich, ich bin entsetzt.“ Ja, ich bin auch entsetzt, das reicht aber nicht. Entsetzt zu sein ist nur der erste Schritt. Die Frage ist, ob man noch weitere Schritte wagt. Die Gleichgültigkeit ist das Opium des Volkes. Wieder alle berauscht? Ich habe kurz Lust, die beiden zu fragen, ob sie nicht gleich eine Kerze anzünden wollen. Aber ich bin zu schüchtern, grrr.

Übrigens, der Text von Hatice trägt den Titel: „My Fiancé Jamal Khashoggi was a Lonely Patriot“. Ich muss daran denken, dass man laut einigen deutschen Korrespondenten, die ich letzten Monat auf einer Konferenz in Warschau traf, das Wort „Patriot“ in Deutschland nicht mehr benutzen könne – es zeige zu viel Zuneigung zu diesem Land. Es gibt kein deutsches Wort, das eine normale, gesunde Beziehung eines Bürgers zu seinem Land ausdrücken würde. Einige Deutsche sollen bei der WM deswegen sogar bewusst nicht für die deutschen Nationalmannschaft gewesen sein. „*Nicht Liebe zur Nation, sondern der Chauvinismus ist der Feind der Nationen und der Menschheit. Liebe zur Nation bedingt nicht die Nichtliebe zur andren Nation*“, schrieb der erste tschechoslowakische Präsident Tomáš Garrigue Masaryk in seiner Schrift „Die Weltrevolution“.

David ruft an, er sei gleich da. Wir sind zu früh dran, aber das ist auch gut so. Er hat drei auf Karton gedruckte Fotos, Gott sei Dank, und drei Kerzen dabei, die kleineren, billigeren, die reichen doch. Wir laufen um die russische Botschaft herum. Hier habe ich einmal an einer Aktion teilgenommen, die darin bestand, 104 Minuten lang um das Gebäude herum zu laufen. Jede Minute bedeutete einen Tag des Hungerstreiks von Oleg Sentsow. Der soll jetzt schon beendet sein. Und Sentsow soll laut der russischen Lügenpresse aka Medien eine ganze Henne gegessen haben. Yummy! Wundert das noch irgendjemanden? Jeden Tag ein bisschen mehr humanisieren. Nichts ist unmöglich.

Wir gehen nun um die saudische Botschaft herum, aus der Pforte kommt plötzlich jemand heraus und wirft uns einen harschen Blick zu. Ich drehe mich um und gehe eingeschüchtert wieder weg. Letztendlich versammelt sich zu dieser Aktion nur unsere parallele Polis, unser Freundeskreis. Jeder von uns bekommt eine Kerze, läuft zur Pforte der Botschaft und zündet sie an. Wenn einer lange nicht zurückkommt, bekomme ich Angsthase gleich Angst, aber hier passiert gar nichts, nur Gleichgültigkeit. Kein Wunder also, dass die Kerzen nach 25 Minuten von den Pfortenmenschen in Gummipantoletten in den Abfalleimer „weggeräumt“ werden. Ein Freund von mir schafft es noch rechtzeitig, die Szene mit seinem Handy aufzunehmen, was zu einem heftigen Streit führt. Dann zünden wir ein paar von meinen letzten Kerzen an und gehen. Es ist, wie es ist.

Auf dem Weg zur Kneipe treffen wir noch eine vietnamesische Freundin von mir, Frau Mai. Ich lasse meine Freunde vorausgehen und kehre mit Mai noch einmal zurück. David gibt uns sein Feuerzeug. Sie bekommt Angst, als ich ihr von der Abfalleimer-Szene erzähle und sagt: „Wir zünden die Kerzen hier an, damit wir dort keine Zeit verbringen müssen.“ Mai erzählt mir, dass sie die Kerzen heute Morgen in einem vietnamesischen Spätkauf besorgt hat – sie habe den Verkäufern die Khashoggi-Geschichte erzählt und die hätten ihr gleich vier Kerzen geschenkt. Sie sagt, jeder Mensch sei eine Zelle, die nach außen strahlt.

Lange hatte sie sich als vietnamesische Ehefrau in Tschechien nur mit ihrem Familienleben und der Kindererziehung beschäftigt. Dann öffnete sie die Augen. Seitdem engagiert sie sich für Menschenrechte in Vietnam und kann deswegen auch nie mehr dahin zurück, nach Hause, wo ihre Mutter und die restliche Familie wohnt. Sie erzählt mir auch, dass ihre zwei Söhne schon Freundinnen haben – sie habe ihnen nie gesagt, dass es Vietnamesinnen sein müssen. Jetzt hat ihr Sohn eine ukrainische Freundin, die sie anfangs nicht mochte. Aber sie hat gelernt sie zu mögen, weil sie gemerkt hat, dass ihr Sohn sie liebt und sie ihn. Wenn du jemanden nicht magst, erklärt mir Frau Mai, aber er ein Teil deiner Familie geworden ist, lerne eine gute Eigenschaft von ihm zu schätzen und dadurch auch, ihn zu lieben. Finde den Weg zu dem Menschen, nicht den Weg von ihm weg.

Wir haben im Wind acht Kerzen angezündet und gehen mit ihnen zur Botschaft. Wir lassen sie da, Frau Mai macht schnell ein Bild davon. Da entdecke ich plötzlich einen anderen Freund, Adil aus Kosovo. Ich habe ihn über eine Wiener Freundin kennen gelernt, er wohnt schon länger in Prag und irgendwann brauchte er die Unterschrift eines tschechischen Bürgers, damit er in seiner Wohnung Strom haben kann. Willkommen in Tschechien. Er trifft sich hier mit einem Freund. Ich sage ihm, in welcher Kneipe meine Freunde sitzen. Merci, dass es dich gibt.

Ich gehe in die Kneipe und sage David, dass Mai leider sein Feuerzeug mitgenommen hat. Ich trinke ein halbes kleines Bier, bedanke mich bei meinen Freunden, dass sie gekommen sind, und breche auf, um ins Theater zu fahren. Davids Exfreundin hat eine Freikarte für die Vorstellung *Revolution* der estnischen Theatergruppe Teatr NO99, die in den letzten Jahren quer durch Europa wichtige Preise gesammelt hat. „Vor uns liegt heute eine unüberwindbare Kluft, und wir haben nichts, was uns helfen würde, sie zu überbrücken. Wir leben besser als je zuvor, und dennoch ist die Situation unerträglich“, sagen die Autoren.

Ich eile zur Straßenbahn Richtung Theater Palmovka, diese Richtung ist immer problematisch. Die Straßenbahn Nr. 6 fährt nur selten. Ich warte und warte. Mein Auge zuckt. Ich schreibe Kuba, meinem besten Freund, der in London lebt und mit dem mich ein unendlicher Gefühlsinformationsfluss verbindet: Auge zuckt, frag deine Mutter, was man dagegen tun kann. Seine Mutter ist Arzthelferin bei einer Augenärztin.

Die Straßenbahn kommt immer noch nicht. Ich schaue mich um, neben mir steht ein Auto und wartet an der Kreuzung. „Девушка, пойдёшь со мной? Magst du mitfahren?“. Die allgemein herrschende Russophobie, die ich hasse, überwältigt auch mich. Dabei wollte mich der Junge gerade nur mitnehmen, das ist doch nett! Ich schau mir sein Auto an, über die ganze Heckscheibe spannt sich der Schriftzug: *#sentsow. Our challenge is life.*

Ich steige in die Straßenbahn und hoffe, dass nichts mehr passiert, damit ich rechtzeitig ankomme. An der nächsten Haltestelle steigt ein junger Inder ein und setzt sich neben mich. Er hat ein Handy in der Hand und schaut sich Videos an. Nach einer Weile merke ich, dass die Straßenbahn eine andere Strecke fährt, als ich dachte. Der Mann neben mir fragt mich, ob die Straßenbahn zum Wenzelsplatz fährt. Nein, die fährt anders, sage ich. Plötzlich merken wir beide, dass die Bahn steht. Er klickt auf ein weiteres Video: Er guckt und ich gucke mit, was ihn nicht nervt. Ein Löwe steigt aus dem Käfig und darf zum ersten Mal in die Wildnis. Er hat sein ganzes bisheriges Leben im Zirkus verbracht. Dann schauen wir ein Video, in dem ein Adler eine Ziege beim Spaziergang vom Bergweg in den Abgrund fegt und später frisst. Und dann zwei Affen, die sich ein Salatblatt teilen. Jede parallele Polis hat eigene Regeln.

Kuba schreibt, seine Mutter habe schon geantwortet, ihre Antwort sei „k“. Einfach nur „k“? Ja, so sollst du dein Augenzucken heilen. Sehr kryptisch, sehr mystisch, radikal. Und das ist vielleicht das Geheimnis der ganzen Welt: „k“. Quadratisch, praktisch, gut. Immer nur das Gute wählen.

Adam Borzič

GESCHICHTE DES FADENS

Auswahl aus dem gleichnamigen Gedichtzyklus

I.
Die Klippen des angebissenen Apfels direkt vor dir,
du Menschenkind. Und du dir selbst nur Meer, unermessliche
Schwärze.

Dein Blick löschte den Leuchtturm aus, deine Lider
verdunkelten die Welt,
du schlafendes Gesicht wie eine Vase, die wird zur
Beerdigung im Wagen geführt
von einer schmalen Hand mit fünferlei Ringen und einer
ziselierten

Wespe auf einem davon. Du schläfst, wie wenn die Nacht
weiß wird, wie wenn das Eis bricht und die plötzliche Stille
zerreißt ein Schrei in solche Höhen des Schalls,
dass das Blut nach vorne rinnt und sich selbst
das Tor zur Hinterwelt aufschließt. Du schläfst und vor
deinen Lippen

schwebt der angebissene Apfel im Dunst,
um ihn herum Ringe, wohl des Saturns
und das Wirbeln giftiger Disteln, magnetisches
Kreiseln. Es ist das Warten. Wie wenn vor dem Museum
eine junge Frau wartet, ohne Ausdruck,
den hat sie beim morgendlichen Kaffee verloren, den Rest
kippte sie in die Spüle, beugte sich drüber, als müsste sie
brechen, tat es aber nicht. Oder ist es ein Warten
auf der Hochebene, das Bohrloch des künftigen Reiches,
keimend, sprießend,
oder ein Lachen, liederlich gepfeffert auf den Brunnenboden,
oder eine vergessene Geste, die aufschwimmen soll, wenn
die Wasser zurückgehen und auf der Spitze Vogelkot bleibt.

Man kann nicht anbeißen und nicht zubeißen. War es
die Erfahrung
eines unerfahrenen Schläfers? Eines Kindes aus Alabaster
des Augenblicks? Es gibt keine
Vergangenheit, nur reine Gegenwart. Klageweiber wissen das,
die den grünen Winden Geleit geben. Die Echos
wissen das, denen das Vorspiel nicht passt. Beiß.
Beiß nun und bleib still! Schweig in die Innereien hinein, in
die milchigen Wände
der Spirale. Zeit, den Spiegel zu erwecken. Du wischst den
Staub weg,

als würdest du die Saiten der gesträubten Stille streicheln,
langsam drehst du dich um und gleitest in dich hinein, ohne dich,
nur so kann sich die Geschichte des Fadens entrollen, nur
so kommen
die Marionetten in Bewegung und es erscheint ein wahres
Schattenspiel

der Striche, Kabel, Fesseln und Stricke, damit endlich
die Musik ertönt, nicht die der Regiestimme,
sondern der Tiefe eines einzigen Spiels.

III.
Sie verscheuchen täglich den Exodus.
Sie verklagen täglich den Exodus.
Sehen keinen Exodus.
Jemand redete ihnen ein, sie seien allein.
Allein eines Tages auf dem Planeten aufgewacht.

Hast sie ertappt
bei Selbstgespräch, Selbstlob und Selbstrüge.
Am Ende der Selbstfresser mit Unmengen von Köpfen,
Kohlköpfen, steht sich selbst im Weg,
wedelt mit der Heugabel, mit Streitkolben, mit Smetana,
beschwört die Heiligen, und aus seinem Arsch fließt Gas.

Hast sie ertappt,
die Titten vorgestreckt stillen sie mit Verve Wolfswelpen,
verwandeln sich in eine Horde Meerschweinchen und Ratten,
betteln um Einlauf,
träumen von reinrassiger Landschaft, von Mohnkuchen
und einem vollen Milchtopf, von strömendem Bier und
Eberschmaus.

Die Angst macht sie zu bösen Ameisen.
Hast dich ertappt.

XII.
Der Frau vom Sozialamt
sagtest du: *ich bin Dichter*
Die ungewollte Vermenschlichungsstrategie hat funktioniert
Obgleich sie stets wiederholte: *Das ist Ihr Problem,*
Ihr Problem, Ihr Problem ...
Die Blumen im Büro verdrehten ihre Köpfe nicht mehr
Und sie erinnerte sich an den Dichter Erben aus der Schulzeit

Welche Durchlässigkeit
Dir wurde klar, dass die Poesie in dir nach Leben lechzt
sie will so viel davon, dass selbst ein festes Zupacken
der Stierhoden
direkt unter dem aufgeheizten Nachtgewölbe
nicht ausreicht

Und so würdest du am liebsten die ganze Sonne verschlingen
weiß wie der Zahn, gelb wie das Gebell des Höllenhundes
Am liebsten würdest du dich in den Zug setzen
Und am allerliebsten würdest du den Zug verschlingen wie
eine Himbeere

Das Leben –
zittert auf den Blättern im Hof
Fliegt, als flöge es ums Leben auf den angeschlagenen
Flügeln des Flüchtlings
Traums
Lass es auf dem Wasser los und es kommt zurück als
Hochzeitskranz

Lass dich mit ihm ein in die Moore und du kommst heraus
als kristallener Mann
So viel steckt in der Sehnsucht, die sich danach sehnt,
das Wort zu unterwerfen
In der Urzuckung des Zauberspruchs hörst du den Hauch
So viel von ihm, dass du schreien willst wie ein Goldesel
inmitten der Gottesversammlung
wenn die weiße Mitternacht fällt.

XVIII.
Schweigen kommt vor der Weisheit ... Pause
schult den Geist in Reifheit ... Und das hier hast du von Gurken
oder Pflaumen?

Gut, ich glaube,
ich konnte nicht rechtzeitig das Streichholz zünden.
Und als die Glühbirne zerbarst,
ausgerechnet in Paris
– es war Freitag der 13. –
und der *Islamische Staat* hatte 130 Menschen massakriert
beim Konzert einer Metalband,
bliebst du geistig abseits,
denn du nahmst Kokain
und das übertönt jede Trauer,
und so hast du gar nichts geschrieben
– und das war gut so.

XIX.
Ein Ring of Fire umklammert Europa,
schreibt der Guardian.
Wie soll man dich nicht lesen, Jeffers!
Mein zarter Glaube an Gott–Mensch
braucht ein festeres Mauerwerk:
einen Stein, alt wie das Universum selbst,
Welle um Welle, den tanzenden Ozean
und einen Greifvogel, der weit hinausfliegt
über die Welt.

Ich will Trost finden
in den Versen, die du gemeißelt hast.
In den Versen, in denen das Menschliche
viel zu jung ist und deswegen noch menschlich.
Das Böse im Netz hat mich ausgelaugt.
Der Feuerring hat sein inneres Äquivalent.
Der Reifen, sein eiserner Griff, den sie für
Sicherheit ausgeben.

Gegen Dämonen und ihre Gaukeleien
beschwöre ich nun deine Steine.
Jeden einzelnen werfe ich in schwarze Wasser
des allerstillsten Ozeans.

XX.
Du liest das Blatt, das in dir
der Romancier der Seele schrieb (war es L.N. oder J.N.?):
Habe heute ein erweitertes Bewusstsein wie ein Landstreicher.
Es ist schwer, Scherben zu einer einzigen Weinpresse
zusammenzufügen ...

Du entflogst dem Verstand und dem Dogma
und nun, allein mit der Kristallkugel und den Karten der

Zigeuner, lebst du, um die Wellen des Kosmos zu spiegeln.
Spiegeln kannst du sie aber nur, wenn du ein einzelnes Herz bleibst.
Sonst wird deine Zwietracht mit dem strikten Weg reiner Trug.
Die Rose des Labyrinths öffnet nur der Hauch der Zartheit.

Und du liest weiter:
Du rasender Engel, ermanne dich,
ein Seilchen braucht es, dünn vielleicht, doch fest,
um ein Haus, ein Schiff, die Sonne zu ziehen. Und wer denkt,
ich wäre verloren in den Bildern, der möge sich erinnern,
dass wir in einem Land leben, wo der Präsident
in der Metzgerei einen Schweinekopf kauft und die
Flüchtlingskinder
zu lebendigen Schildern schmiedet, um uns zu schützen
vor dem Mitleid.

Aus dem Tschechischen übersetzt von
Martina Lisa

Jaroslav Rudiš

SICH’S GUT GEHEN LASSEN

Und wir sitzen schon wieder in der Sauna und lassen unsere
Körper und Seelen schwitzen.
Und der, der eigentlich Knastwächter im Nachbarort ist, sagt:
– Wir haben da jetzt einen, der läuft Marathons.
Und der, der schon Rentner ist und endlos viel Zeit hat und
alle Bücher liest, die ihm unterkommen, damit er wegen der
ganzen Freizeit nicht verrückt wird, sagt:
– Und er kann raus, oder was?
– Nein, er läuft in seiner Zelle, hat die ganze Bude für sich
allein, dafür würde heutzutage jeder Student sonst was geben,
mein Junge zum Beispiel in Prag, zu fünf sind sie in einer Woh-
nung, da kannst du nicht mal eine Frau mit nach Hause nehmen,
und der ist ganz allein da, ein Lebenslänglicher. Naja, der kann
auch keine mit nach Hause nehmen, ist ja klar. Also läuft er halt
die ganze Zeit, wir beobachten es durch die Kamera.
– Wie groß hat er’s denn da?
– Von Wand zu Wand vier Meter, macht also hin und zurück
acht. Und er läuft immer. Den ganzen Tag. Ich sag euch was,
sollte ich wahrscheinlich nicht, aber wir fiebern da immer mit,
mit dem Mörderschwein.
– Wie lange braucht er so?
– Vier Stunden und ein bisschen.
– Ist ja ganz passabel. Ich kannte mal einen, der hat’s unter
vier Stunden geschafft und hat danach einen Herzinfarkt gekriegt.
– Der hier hat ein Herz wie ein Kraftwerk. Er hat in Mírov bei
sieben Stunden angefangen und hat sich richtig hochgerackert
mit den Jahren. Er will den tschechischen Rekord knacken, der
liegt bei zwei Stunden und noch was. Ich schätz mal, in so zwei
Jahren hat er den. Denn er muss ja alle vier Meter an der Wand
abbremsen und wieder loslaufen, das würde auf der Strecke weg-
fallen. Er würde sie alle platt machen. Und er glaubt, wenn man
ihn zu den Olympischen Spielen lassen würde, dann würde er es
allen zeigen, wie Zátopek damals, und unsere Nation berühmt
machen, und dann würde man ihm den Rest der Strafe erlassen.
– Und würde man das?
– Nein.
– Und weiß er das?
– Keine Ahnung.
– Hmm.
– Naja, ich glaub, der weiß das schon. Trainiert aber trotzdem
weiter. Jetzt hat er beim Chef beantragt, dass er auch nachts
laufen darf, aber das hat ihm der Chef nicht erlaubt, nachts wird
im Knast schön geschlafen. Nachts sind nur wir wach und die
Philharmoniker.

– Die Philharmoniker?
– Na die Schäferhunde. Denn die, meine Herren, gab es bei
uns schon im alten Österreich, in der Ersten Republik, unter den
Deutschen, unter den Kommunisten ... Immer wieder dieselbe
Rasse, im Prinzip immer noch derselbe Wurf, die ficken nur mit-
einander, unsere Knastharmoniker. Das sind schöne Konzerte
manchmal nachts, das wünscht man keinem.
– Bisschen gruselig, oder.
– Schon. Aber wenn du dich einmal dran gewöhnt hast, fehlt
es dir dann. Einer, der in Rente ging, hat sich drei solche Köter für
die Datscha gekauft. Die Philharmoniker heulen und knurren,
und er ist glücklich und kann gut schlafen.
– Also ich kann nachts gar nicht schlafen, deswegen lese
ich. Jetzt habe ich den Kafka da, Amerika. Ist nicht so schlecht.

– Der Läufer liest nicht.
– Und du?
– Das war noch nie was für mich. Obwohl, so den Dagobert oder hier die Schnellen Pfeile¹, das lese ich schon gern, wenn ich auf dem Klo sitze.
– Ich lese, weil ich nachts nicht schlafen kann. Ich lese, um nicht verrückt zu werden. Wer weiß, ob ich sonst überhaupt lesen würde. Nach Kafka wartet der neue Hakl auf mich, aber den kennst du wahrscheinlich auch nicht, ist auch egal.
– Ich lese nicht. Höchstens noch den Schwejk, aber nur im Fernsehen.
– Ich lese schon, was soll ich sonst machen, nachts?
– Ich lese nicht. Höchstens noch dieses Blatt da, Květy, bei meiner ollen Oma daheim.
– So’n Marathon hab ich ja übrigens auch schon hinter mir. Irgendwann in den Siebzigern muss es gewesen sein. Wir waren damals feiern, irgendwo bei Boleslav, und sind danach nachts zu Fuß nach Hause, keiner wollte uns mitnehmen. Kurz hinter Boleslav wurden wir von den Bullen angehalten und haben gleich eins auf den Deckel gekriegt, wir waren so langhaarige Hippies damals, das konnten die ja nicht ausstehen. Bis nach Hause waren’s noch über vierzig Kilometer. Und dann tauchte da plötzlich aus der Dunkelheit ein Laster auf. Der Fahrer zeigte nach hinten, dass wir hochklettern sollen, das haben wir auch gemacht und sind dann vor Schiss fast umgekippt. Der Laster war voller Russen, in voller Montur. Sie saßen da, mit Helm und Maschinengewehr, und glotzten uns an und wir sie, am liebsten wären wir gleich wieder rausgesprungen, doch da lächelte uns der eine an, griff nach mir und zog mich zurück. Und der Laster fuhr los. Eine Weile glotzten wir uns gegenseitig so an, zwei Tschechenhippies –ich hatte damals Haare bis zum Arsch und trug eine Jeansjacke und Sanremo auch, mein bester Kumpel, er sah aus wie ein Italiener, deswegen hab ich ihn auch Sanremo genannt. Und dann zog einer der Russen Kippen heraus und bot uns eine an. Er hatte Sparta. Und so saßen wir da, zwei Tschechenhippies und zwanzig junge Russen in voller Montur. Wir rauchten und unterhielten uns über die Beatles und die Stones, denn Karel Kryl kannten sie ja nicht, und so sind wir dann nach Hause getuckert.
– Ich kenn den Kryl auch nicht.
– Ist auch egal.
– Aber bei der Armee war ich auch. Bei den Fallis.
– Ich war bei der Eisenbahntruppe. Wir haben die ganze Zeit immer wieder dieselbe Brücke gebaut. Aufgebaut, abgerissen, aufgebaut, abgerissen.
– Sanremo, da war ich mal mit meiner Alten. Schon schön da.
– Siehste, da wollte er auch immer hin, der Sanremo, dieser bester Kumpel von mir. Hat er aber nicht geschafft. Ist schon lange tot. Vom Zug überfahren, als er einmal von einer Feier auf den Gleisen nach Hause lief. Der Lokführer hat später in der Kneipe erzählt, dass er mit den Händen gewedelt hat, als ob er ihn aufhalten wollte. Aber ein Zug ist halt kein Auto, der kommt nicht gleich zum Stehen.

.....
1 Eine legendäre tschechische Comic-Serie des Autors Jaroslav Foglar über eine Gruppe von fünf abenteuerlustigen Jungs, die unter dem Titel«Rychlé šípy» – mit einigen erzwungenen Pausen – von 1938 bis 1989 erschienen ist (Anm. der Übersetzerin).

Olga Stehlíková

GOLDENER REVOLUTIONSGESANG

Hab auf dem Teller den Goldstandard
zum Anlegen
bedecke und beruhige mich damit
wenn mir das Oxygen ausgeht.
Ich schreibe, weil niemand auf mich hört
wenn ich schweige.
Hola hej, Freunde, was habt ihr zum Futtern?

Langweile ich mich, dann schalte ich
Unterhaltungsprogramme ein
an der Spülmaschine
schließe in die Spülmaschine Niemand, welcher da
schmutzig ist

lege einen Tab in die Spülmaschine
Niemand wird wonnig übergossen in der Spülmaschine.
Langweile ich mich, lese ich in Blicken.
Langweile ich mich, zwinge ich mich
zu goldenen Betätigungen
oh heiliges Reinemachen.

Aus dem Tschechischen übersetzt von
Lena Dorn

– Traurig.
– Schon. Bei der Beerdigung, da wurde ordentlich was geheult.
Der Sanremo, das war so ein Frauenheld, und sie sind alle gekommen, alle seine Frauen, die saßen so schön nebeneinander in einer Reihe und haben geheult. Aber man darf sich von der Traurigkeit nicht umhauen lassen, stimmt’s? Ich hab mir ein Kaninchen gekauft, morgen gibt’s das mit Knoblauchsoße.
– Knoblauch kann ich nicht wegen Magen.
– Ich kann Knoblauch gut, aber Zwiebeln vertrage ich nicht.
– Zwiebel, die geht ganz gut. Aber Knoblauch kann ich nicht.
Außerdem sagt meine Alte dann, ich würde zwei Tage lang stinken und ich muss im Wohnzimmer schlafen.
– Da hast du wenigstens deine Ruhe, oder?
– Das schon. Aber als ich es ihr mal gesagt habe, flog gleich ein Glas nach mir. Sie meinte, dass ich das mit dem Knoblauch mit Absicht mache, damit ich in Ruhe schlafen kann.
– Und dieser Läufer da, weswegen sitzt der eigentlich?
– Wegen seiner Frau.
– Naja, wegen der Frau sitzen wir ja wohl alle, das ganze Leben lang, in dieser Ehe, stimmt’s? Das ist manchmal auch eine Strafe.
– Schon, aber er hat nicht sie umgebracht. Sondern ihren Stecher da, mit dem sie ihn betrogen hat. Er hatte sich aber geirrt. Hat zuerst den Falschen umgelegt, jemand, der ihm ähnlich sah. Dann hat er sich noch mal geirrt, aber den hat er nur vermöbelt. Erst beim dritten Mal hat er den Richtigen erwischt. Angeblich ein vorsätzlicher Mord. Und weißt du, was interessant ist: diese Frau, die steht zu ihm und behauptet, er sei unschuldig, es wäre wer anders gewesen. Mörder werden sonst immer von ihren Frauen verlassen, die lassen sich scheiden, das ist bewiesen, aber diese nicht. Sie schreibt ihm die ganze Zeit, kommt ihn besuchen und sagt, sie würde auf ihn warten.
– Das Leben ist schon irre.
– Ich glaube, der läuft, weil er denkt, er kann davon weglaufen.
– Und kann er?
– Wohin soll er denn weglaufen?
– Vor dem schlechten Gewissen kannst du nicht weglaufen.
– Ein scheiß schlechtes Gewissen. Er will weg von dieser Frau. Das ist doch nicht normal, da haste eine Frau am Hals, der du den Liebhaber abgeknallt hast, und die liebt dich immer noch! Oder verliebt sich erst richtig in dich! Also ich würd das nicht verkraften.
– Das muss ein echt starker Typ sein, dieser Läufer.
Und dann herrscht eine Weile Stille.
Und dann trieft schon wieder unser Schweiß.
Und der, der schon in Rente ist, sagt:
– Das Kaninchen mach ich übrigens immer ganz langsam, bei achtzig Grad, ruhig auch fünf Stunden lang. Ich spicke es ein bisschen. Und dazu mach ich Klöße und Kohlrabikraut. Es gibt welche, die sagen, Kohlrabikraut ist kein echtes Kraut. Aber ich sage immer, es geht nichts über Kohlrabikraut und Knoblauch–Kaninchen. Aber man muss sich schon Zeit lassen. Ruhig auch sechs Stunden. Bei achtzig Grad. Und dann läuft’s. Langsam. Und dann geht es dir gut.

Aus dem Tschechischen übersetzt von
Martina Lisa

Sylvia Chutnik

MIEZEN

Oma hatte Magda aufgefordert, sich einen Freund zu suchen. Sie bezeichnete das als „etwas mit seinem Leben anfangen“. Da Magda ihre Oma liebte, wollte sie ihr den Gefallen tun. Sie bemühte sich, mit jemandem zusammenzukommen, war bisher aber immer nur bei Schwulen oder Vollidioten gelandet. Von der Therapeutin erfuhr sie, dass sie die Männer nicht immer mit dem verstorbenen Antek vergleichen könne, „denn, Frau Halina, nichts bringt ihn hierher zurück“. Die Therapeutin trug einen Rollkragenpullover. Solche Personen wirken erst einmal bedenklich. Magda, also Halina, musste trotzdem jede Woche in das heruntergekommene Sprechzimmer gehen, bezahlt vom Nationalen Gesundheitsfond, so hatte es der Herr vom Jugendamt festgelegt. Andernfalls konnten sie ihr das Kind wegnehmen – ein Selbstmordversuch passte nicht zur Kategorie Fürsorgliche Mutter. Sie saß dort und hörte sich an, es sei höchste Zeit jemanden zu finden, sie sei so jung, so attraktiv, so verwegen, Frau Halina.
Die Therapeutin und die Oma. Ein Duett, ein richtiger Frauenchor. Ein guter Rat, um den niemand gefragt hatte. Von Frau zu Frau, weil Frauen sich ja verstehen. Die Wahrheit war die, dass Halina sich bis dato eigentlich eher selbst ein Gefallen hatte tun wollen mit dem Versuch, nicht noch länger Die zu sein, Die–keinen–Sex–hat (weil sie keinen dafür hatte), (weil sie keine Lust hatte), (na und wie soll man das überhaupt anstellen, dieses Herumgedränge im Bett?). Aber wie soll man einen Mann fürs Bett finden, wenn man keine Menschen mag?

Also ging sie auf eine Art Suche–Biete–Seite. Loggte sich ein, so nach dem Motto alte Küche, aber gut in Schuss, abzugeben gegen eine Flasche Wein. In Wirklichkeit hielt sie allerdings Ausschau nach vor Zaungästen verdeckten Chiffren wie „Mann sucht Frau/Frau sucht Mann“; so vertraut, wie in alten Zeiten, Chatsex zu Beginn des Internets. Da gab es kein Tinder, keine Applikationen – der endgültige tödliche Untergang der Zivilisation, wenn es nach ihr ging. Etwas anderes war dieses zaghafte Äugeln auf scheinbar unschuldigen Seiten. Einfach schwups – und man würde sich gleich vor der Kamera winden. Und seine Messenger–Nummer hinterlegen. Es ging nicht um Vintage–Mode, es ging um eine klare Angelegenheit für Menschen jeden Alters.

In Beziehungen muss es einfach und schnell zugehen. Wie beim Verkauf von unnötigem Plunder. Null Gefühlsduseleien, nur das Anbieten von Ware zu einem entsprechenden Preis. Halina sprach zum Beispiel Mariusz an, zweiundvierzig Jahre (Beruf: Bau, Hobbys: Fernsehen und Sex).

– Hey.
– Hey.
– Erzähl was von Dir.



Und dann bekam sie ein Foto von einem Penis vor dem Hintergrund einer Wand aus Keramikfliesen aus Opoczno. In der Ecke lauerte ein Möbel–Bodzio–Badezimmerschrank. Der Penis war erigiert, zufrieden, irgendwie feierlich. Als wollte er Halina sagen: Nun, wir kennen uns zwar nicht, aber ich bin geil. Nach einer solchen Vorstellung (haha) wurde die Konversation etwas kompliziert. Weil jetzt: Was soll man antworten? „Hübsch“? Für alle Fälle einen Smiley senden, der so gar nichts aussagt und soweit neutral ist, dass jeder ihn für sich interpretiert, wie er will? Aber Mariusz, von der Situation sichtlich angeregt, soufflierte mit Bravour den nächsten Schritt:

– Schick mir deine.

Na ja. Na gut. Sie hatte diese Unterhaltung ja nicht begonnen, um Lyrik von Zbigniew Herbert auszutauschen, meine Güte! Schwierig – sie hatte eine Entscheidung getroffen und musste da nun durch. Wie Kalina Jędrusik in *A Cure for Love* sagte: „Und ob ich unmoralisch sein werde!“ Bitteschön. Abitur, Arbeit, ein perfekter rechter Haken und eine Meinung zu jedem Thema, aber Halina musste jetzt erstmal ein Selfie von sich und ihrer Möse machen. Eine sehr schwierige Sache. Sie verbog sich mit heruntergelassenem Schlüpferr im Bad und versuchte gleichzeitig, zu lächeln und eine provokative Miene zu ziehen, wobei ihr die Tatsache bewusst war, dass es hier nicht um ihre Mimik ging. Der ungeduldig gewordene Mariusz drängte auf dem Display:

– Na? Schickst du?

Und Halina wusste, wenn sie’s nicht gleich losschickt, geht er einfach und will sie nicht mehr. Sie wird keinen Sex haben, nicht einmal virtuellen. Und sie wird wieder eine ganze Flasche Wein austrinken müssen und in die Kissen weinen, die nach Parfum duften, keine Ahnung für wen. Na gut – das Bild war gemacht. Man sah nicht besonders viel darauf, aber die Aufgabe war erfüllt. Halina schickte es los, dann erst vergrößerte sie die Aufnahme, um sich selbst genauer zu betrachten. Sie hatte noch nie gesehen, wie das aussah. So groß, so aus der Nähe. Beim Arzt bat sie manchmal um eine vaginale Ultraschalluntersuchung, aber beim Arzt war das was anderes – da war sie auf ihre Paranoia konzentriert, dass sie alle Sorten Krebs haben könnte und auf dem Monitor gleich Geschwülste in Medizinballgröße erblicken würde. Jetzt ist das anders. In der sogenannten häuslichen Abgeschiedenheit kann selbst der Unterleib keine Rätsel mehr aufgeben. Man kann endlich hinstarren. DORT. Sie war so beeindruckt, dass sie die Konversation vergaß, während auf dem Bildschirm – Wahnsinn!, Konfetti und Auszeichnung:

– Saugeil bist du, lobte Mariusz die Geschlechtsteile.

Jetzt die Titten, kommandierte er.

Halina öffnete gehorsam den Reißverschluss ihrer Trainingsjacke und holte ihre nicht besonders großen Brüste raus. Sie erschienen ihr ebenso beschämt, wie sie selbst es war. Tja, schwierig, so sind die Zeiten und es gibt kein Entrinnen. Reflexionen sind hier überflüssig, jeder noch so belanglose Gedanke wie „Was–mache–ich–hier?“ ist deplatziert. Also stützte sie die Brüste an den Seiten, damit sie größer und straffer erschienen. Klick, Bild. Sie legte einen Filter drüber, wodurch die Haut bräuner wirkte. Sie schickte es ab. Zur Belohnung bekam sie ein weiteres Bild vom Penis, dieses Mal diente das Klosett als Hintergrund. Magda betrachtete ihre Ökoparfums, die nicht an Tieren getestet worden waren, hundert Prozent bio–öko und von einer Waisen–Initiative in Bangladesch hergestellt. Sie hätte sich jetzt gerne eine Serie angeschaut. Unwillkürlich begann sie, sich durch ihre Lieblingsseiten auf Instagram zu klicken, um sich von der Scheußlichkeit abzuspalten, die sie ertragen musste, während sie gleichzeitig dachte: „Sorry, aber Du solltest dir am Ende einfach jemanden suchen“. Und schon fragte Mariusz:

– Wie magst du gefickt werden?

Und Halina dachte an den Roman, den Celina ihr ausgeliehen hatte. Gleichzeitig tippte sie die Antwort:

– Im Stehen.

Sie dachte auch daran, dass sie wahrscheinlich noch nie in ihrem Leben laut das Wort „ficken“ gesagt hatte. Sie vermutete, dass sie es nicht einmal denken konnte. Automatisch wusch sie sich die Hände. Sie trocknete sie mit einem Handtuch ab, das farblich passend zum Fußboden ausgesucht worden war. Sie schrieb an Mariusz:

– Lass uns treffen – so, wie sie normalerweise einer Freundin schrieb, wenn sie sich in einer der tausend Kneipen in Mokotów auf einen Kaffee verabreden wollte.

Offensichtlich wusste er nicht, ob, zögerte, antwortete nicht. „Und Schluss“, dachte unser pragmatisches Mädchen. Aber nein, hosianna! Romeo beschloss:

– Erstmal hier.

Wie, hier? Blicke voller Verlangen, zarte Küsse, sein Atem am Hals, eine leichte Berührung mit der Hand, der Geruch von Rasierwasser, Bisse ins Ohr, die Hand unter der Bluse? Griff in die Haare, Rock hochschieben, Finger drin, Nässe, Schaudern? Auf dem Handy–Bildschirm, wo sie sich Sonderangebote ansieht, den Zugfahrplan checkt und lustige Hundevideos likt? Hier soll das alles stattfinden, die ganze Liebe? Sie soll auf dem Bildschirm einen Orgasmus erleben, so mal eben? Das ist unhygienisch.

– Gut, schrieb sie zurück, denn sie musste nun wirklich endlich jemanden haben. Alle ringsum haben jemanden. Sie verabreden sich, bumsen und gut ist. Vielleicht muss man erst so ein einleitendes Spiel durchlaufen: sich mit Beschreibungen von

zügellosem Sex verrückt machen? Das hat einen altmodischen Schick – sich so zu schreiben. Wie Briefe auf Pergament, von Brieftauben zugestellt. Wie mit der Feder geschnörkelte Briefe an den Geliebten. Wie Küsse auf dem Briefumschlag.

– Ich will vögeln, setzte Mariusz den Dialog fort.

Halina kaute auf einem Basilikumblatt herum. Sie tappte in dieses Spiel hinein, obgleich sie wusste, wie es enden würde. Das ist wie zum Grillen mit Bekannten aus der Grundschule zu fahren, mit denen uns nur Erinnerungen an die Mathelehrerin verbinden, und zu erwarten, es würde phantastisch werden. Wird es aber nicht.

Automatisch fuhr sie mit dem Finger auf dem dreckigen Schrank am Herd entlang. Sie könnte endlich mal richtig aufräumen und nicht nur so, dass die Leute nicht lästerten. Sie könnte endlich aufhören, zu kochen, dann würde das Fett sich nicht in der ganzen Wohnung festsetzen.

– Ich auch, antwortete sie. Mit einer entschlossenen Bewegung beendete sie die eintägige Abstinenz und öffnete einen Wein aus dem Lidl. Auf dem Display erschien die Ermunterung: – Setz dich auf mich.

Sie war innerlich leer, das hatte sie sich mithilfe eines Psychotests in der Zeitung diagnostiziert. Damit sie überhaupt anfangen konnte, über etwas nachzudenken, brauchte sie erst einmal Nährstoffe. Sie dachte sich Unsinn aus und dann gab es Ärger. Wenn sie sich auf die wirklichen Probleme konzentrieren würde, würde sie verrückt werden und ihrer beruflichen Tätigkeit nicht mehr nachgehen können (sie war sich nicht ganz sicher, was sie eigentlich machte, sie hatte jedenfalls zahlreiche Projekte am PC).

Und so – würde sie sich wenigstens in Erinnerung rufen können, was während der abendlichen Korrespondenzen passiert war. Sie entwarf irreale Szenarien, so, wie sie Zahlenkolonnen in Tabellenkalkulationen schuf. Nichts summierte sich, sie wusste nicht, welche Formeln man eintragen musste. Fiktive Summen, Aktiva und Passiva. Fiktive Abendessen, leere Versprechen, Happy Ends. Mit Romantik–Komödien groß geworden, für die Gesellschaft verloren. Sie wollte mal wie Patti Smith sein. Stattdessen war sie eine schlechte Imitation von *Einsamkeit im Netz*.¹ So ist das.

Halina wurde übel, aber sie schluckte die Scham mit einem Schlückchen runter. Es kam ihr so vor, als würde Mariusz gleich hinter der Ecke hervorkommen und sie anfassen. Sie kippte das Glas und leerte es bis zum letzten Tropfen. Sie goss schnell nach. Und nochmal. Im Augenwinkel prüfte sie den Flaschenvorrat. Der war da. Natürlich, immer. Sie stammte aus einer Alkoholikerfamilie und die Gewohnheit einer „Hausbar“–Führung hatte sie als einziges Erbstück aus ihrem Elternhaus mitgenommen. Mariusz begann einen Wortschwall abzusondern, Wörter, die wohl einen Geschlechtsakt andeuten sollten, aber wie aus dem Pornodrehbuch wirkten. Ohhhhjaohmehrohhhhjaa. Keine Ahnung, was man da antworten sollte. Halina stresste sich langsam, wie in der Schule, wenn man die Antwort nicht weiß. Sie steht an der Tafel und die Lehrerin fragt:

– Also bitte, wie reagiert eine Frau, wenn der Mann kommuniziert, dass er gleich kommt?

Gütiger Himmel, ja wie denn?

Sie schreibt, sie komme auch gleich.

Sie freut sich und klatscht in die Hände.

Sie gratuliert ihm (plus Emoticon).

Sie simuliert eine Verbindungsstörung.

Serien anschauen war weniger stressig. Unterbewusst schaltete sie den Fernseher an. Mariusz schickte ein undeutliches Bild, vielleicht von seiner Hand mit dem Penis oder einem Teil des Bauches, vielleicht einer Stulle? Magda verlor das Interesse an ihm.

Gelangweilt schrieb sie zurück, dass es ihr gefallen habe (klar, sie hatte schon fast eine Flasche gekippt und öffnete gerade die nächste) und dass sie hoffe, dass sie das wiederholen würden.

– Du bist toll, lobte Mariusz und zeigte gleich an, dass er offline war. Was gibt’s auch weiter zu sagen, wenn es gelaufen ist?

Halina beendete den Tag, drückte sich ins Kissen, mit rotem Schorf auf den aufgeplatzten Lippen. Sie hatte nicht mal mehr die Kraft, sich die Hand in den Schlüpferr zu stecken. So hatte sie sich das nicht vorgestellt, Oma auch nicht. Am nächsten Tag klebte sie sich wieder an irgendwen ran, und es war wieder so, dass sie sich zuerst kurz freute und dann gar nicht mehr.

Da gab es diesen einen Typen, der sich auf der anderen Seite des Handybildschirms einen Spaß erlaubte. Er hatte mehrere Chatfenster zugleich geöffnet und schaffte es, mit ein paar Mädchen gleichzeitig zu kommunizieren. Halina stellte ihn sich wie die Göttin Kali vor, mit vielen Händepaaren. Er hackte abwechselnd in die Handytastatur und in die vom PC. Wenn eines von den Mädels nicht antwortete, machte er die nächste klar. Er wusste, wie man sich an sie heranpirscht, wusste, was sie mochten. Er war dabei nicht geschmackvoll, das war gar nicht nötig. Ein schmiereriger Typ, ein Frauenversther. Die eine reagierte auf einen einfachen Smiley. Sie antwortete sofort

¹ *S@motność w sieci* ist eine in Polen populäre 2001 veröffentlichte Erzählung von Janusz Leon Wiśniewski. Sie wurde 2005 zu einer Serie verfilmt.

und ließ sich nicht lange um die Zusendung eines Nacktfotos bitten. Eine andere wollte erst ein bisschen herumplänkeln, aber nicht über Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Ein paar Anspielungen, immer schärfere Texte und man konnte sie gleich von hinten im Auto nehmen. Theoretisch! Eine Dritte war eher der intellektuelle Typ, aber es lohnte sich, in sie zu investieren, denn sie kannte viele prominente Personen und war fleißig. Manchmal ging es mit einer scheinbar so anspruchsvollen Frau doch erschreckend leicht. Man konnte ihr am späten Abend die direkte Frage stellen: „Willst Du spielen?“ und sie biss an. Sie wurde unanständig, vielleicht etwas klischeehaft, aber die von ihr dargelegten Phantasien ließen sich befriedigen. Man durfte nicht vergessen, zu versprechen, dass sie sich reell treffen und genau das tun würden, was sie während ihrer Korrespondenz geplant hatten. Im Zusammenhang damit empfahl es sich, für Beschreibungen zu sorgen – die Intellektuelle pflegte argwöhnisch zu sein. Eine Vierte machte sich selber ran und, um ehrlich zu sein, sie machte es recht oft. Eine nette Eigenschaft: sie wurde nicht sauer, wenn er nicht antwortete, sie war sozusagen immer willig. Sie arbeitete in der Redaktion eines exklusiven Zeitschriftenverlags und schien sich auf Arbeit ziemlich zu langweilen, denn sie war die ganze Zeit online. Der grüne Punkt auf ihrem Profilbild, eine niemals enden wollende Einladung zur Unterhaltung.

Er verfiel fast in Routine. Er fühlte sich, als ob er in einem Sexchat arbeitete. Er konnte mit der einen Hand die Verkaufsübersicht fertigmachen und dir mit der anderen „den Slip ausziehen und dich so anfassen, wie du es magst“. In der Phantasie wählte er teure Hotels oder – im Kontrast dazu – eine eher provisorische Szenerie, etwa eine Kinotoilette.

Solche Kontakte waren die besten, weil sie am sichersten waren. Man möchte fast sagen: am hygienischsten. Null Kohle fürs Abendessen, null irgendwelche Bemühungen, ermüdendes Beziehungsaufgebaue bei langweiligen Spaziergängen und schablonenhaften Dates. Das ist wie ein Sprung zum McDonald’s. Es soll den Hunger stillen, niemand erwartet hier ein sublimes Menü.

Er gewöhnte sich an Messengersex. Wenn er bei der Post anstand oder im Auto saß, konnte er gleichzeitig zwei Geschlechtsverkehre auf einmal absolvieren. Manchmal schickte er ein und denselben Inhalt parallel an mehrere Mädchen – interessant war, dass sie meistens ähnlich antworteten. Deswegen gewöhnte er sich auch an die Reaktionen. Jede Normabweichung brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Sobald irgendwelche Erwartungen aufkamen – Vorwürfe, ungemütliche Fragen – beendete er den Kontakt. Üblicherweise für ein paar Tage. Er wollte kein Genörgel und keine Ansprüche. Er schrieb ja nicht, um Details über jemandes Freizeitgestaltung, Mütter oder Couchprobleme zu erfahren. Er schwieg, vermied, schickte unverbindliche, lächelnde Gesichter. Üblicherweise begannen die vom Schweigen beunruhigten Mädels nach ein paar Stunden von selbst um ihn herum zu scharwenzeln. Er blieb unnachgiebig.

Er liebte das Gefühl von Macht. Es beeindruckte ihn, wenn er die Entwicklung der Geschehnisse lenkte. Wenn eine von den Mädchen den Kontakt abbrach, grollte er nicht und es tat ihm auch nicht leid. Schnell suchte er eine Neue als Ersatz, um so immer drei oder vier zum Anquatschen zu haben. Er wollte von jeder von ihnen den Tagesablauf kennen. Er wusste, dass die aussichtsloseren es hinbekamen, sogar während eines Dates oder einem Arbeitsmeeting Nachrichten zu versenden. Er lächelte, wenn er sah, wie schnell sie antworteten. Damit verrietten sie sich – das war Verzeiﬂung, ein wichtiges Charakteristikum der einsamen Mädchen von heute. Intelligent, unabhängig und so weiter, aber schrecklich unsicher. Sie wussten, dass sie den Märchenprinzen eher nicht finden würden, sie wussten also auch, wie man sich den Anforderungen desjenigen anpasste, der gerade mal ein Auge auf sie geworfen hatte. Wenn sie dann doch mal etwas überzogen reagierten – was soll’s, wird die Unterhaltung beendet. „Keine Zeit, Zeit zu verlieren“, das war seine Devise. Im Leben geht es darum, es sich schön zu machen. Jegliche Verbindlichkeiten stellen eine Gefahr für diesen Grundsatz dar. Wenn er merkte, dass er von einem Mädchen zu abhängig wurde, wurde er nervös. Dann brachte er es fertig, sich wieder für ein paar Tage nicht zu melden. Manchmal brach er die Bekanntschaft auch vollständig ab.

Er hatte Angst, irgendjemandem irgendetwas zu überlassen. Einmal hat er losgelassen, zu sehr. Es hatte wehgetan. Das Leben ist nicht dazu da, dass es schmerzt. Wir leben nicht in den Zeiten unserer Eltern, man muss sich nicht abrackern, traumatisiert werden, leiden. Ach und übrigens, die Eltern sind geschieden. Auch sie haben sich unnötig in Liebesmärchen reingesteigert.

Er lebte also im Netz, und er wollte aus dem Netz nicht raus. Außerhalb des Netzes konnte man Leid erfahren.

Porno war wie eine Visualisierung der Unterhaltung. Das zusätzliche Bild bereitete Freude, denn hier musste man sich nicht mal zurückmelden. Das ist alles nur für uns. Die ideale Situation.

Klar, manchmal kamen die Sehnsüchte. Vielleicht heiraten, vielleicht Familie, eine perfekte Person zum gemeinsam Serien gucken und in den Urlaub fahren. Dann aber gleich die Überlegung: Wozu? Wenn man doch so viele auf einmal haben kann. Fröhliche, welche mit Einfällen, willige. Mehr oder weniger hübsch, aber immer mit einem unglaublich gut geratenen Körper-

teil, auf das man sich während des Phantasierens konzentrieren kann. Interessant war: sie waren selten beleidigt. Man konnte ihnen schreiben, was man wollte. Wenn es etwas Unschönes war, nahmen sie es eh auf sich: „Hab ich was falsch gemacht?“, fragten sie, „Bist Du böse auf mich?“, versuchten sie, die Ursache zu ergründen. Er ließ sich auf keine Erklärungen ein, er wollte nicht reden. Er sagte, dass er niemals sauer sei, dass alles gut sei. Und verschwand für ein paar Tage, um dann, völlig unverfroren, die Gedankenspinnerei fortzusetzen, wer was auf wem und in welcher Reihenfolge.

Er wollte unbedingt etwas erreichen, sich eine Zeitlang wertvoll fühlen. Überraschenderweise fand er das ausgerechnet im Chat. Sein Plan war, diese virtuellen Streicheleinheiten zu sammeln, sich nachts an ihnen zu ergötzen, wenn die Einsamkeit am schrecklichsten war. Es genügte dann, nach dem Handy zu greifen und eine von den allzeit willigen und bereiten anzuquatschen. Er musste sich nicht mal viel Mühe geben. Es war da. Es wartete. Ohne Verpflichtungen. Das ist angeblich gesund. Freiheitlich. Er hatte ein wirklich gelungenes Gefühlsleben. Er wollte nicht hören, dass man ihn nur emotionslos haben könne. Er fand, dass sei beklopptes Gerede pseudopsychologischer Coaches über Achtsamkeit, Atemtechniken nach der Diarrhö–Methode und andere Wahrheits–Chakren.

In gewisser Weise wollte Halina sein wie er. Sich in denjenigen verwandeln, der jederzeit das Spiel beenden konnte. Sie tat so, als verstünde sie solche Kerle und hätte ihnen nichts vorzuwerfen. Sie mochte es nicht, wenn jemand nicht tat, was sie wollte. Dennoch hatte sie es fertiggebracht, ihre Erwartungen in letzter Zeit deutlich zu senken. Einsamkeit kann einen Menschen zu furchtbaren Eingeständnissen bewegen. Atemlos schlief sie ein und wachte um vier voller Gewissensbisse auf. Ach, sie hatte ihn gekränkt – sie hatte etwas unterlassen, zu viel gesagt, die Unterhaltung schlecht geführt. Als wäre das eine Partie Schach, in der es einige Züge im Voraus zu planen galt. Als ginge es um was. Sie mochte es, wenn jemand tat, was sie wollte. Sie mochte es, wenn andere Mädchen sich so fühlten, wie sie sich fast täglich fühlte, wenn sie in den Schlupfwinkeln des Internetzes das suchte, was sie eh nie finden würde.

Beziehungsverläufe kann man auf ein spezielles Emotionsdiagramm übertragen. Das von Magda sah aus wie folgt: der Mann spricht sie im Netz an. Dann verschwindet er, aber sie ist schon völlig angespannt. So von wegen, was denn los sei, ob sie was Schlimmes, und warum? Also faselt er wieder irgendwas, dass das ein hübsches Bild sei oder so. Aber sie schon Nystagmus und brutzelt, schreit, wirft sich, um ihm nur irgendwas, irgendwann, irgendwo. Um es hinzubekommen, bevor der Akku leer ist. Bloß, um etwas konkreter und mehr als liebe Worte, dafür bleibt ihr keine Zeit. Und ihm auch, alles in allem, angeblich offline. Die Emotionskurve fällt. Nach einem Monat erkennen sie sich nicht mal mehr auf der Straße. Nach einem Jahr senden sie sich nichts-sagend „Alles Liebe“ zum Geburtstag. Sie konnte das Ende vorhersagen, und doch tappte sie rein, mit guter Miene zum bösen Spiel.

Letztes Weihnachten antwortete sie auf Omas Frage, ob sie schon einen Freund gefunden hätte, verärgert, sie hätte viele. Für jeden Wochentag einen, so wie Unterhosen.

Aus dem Polnischen übersetzt von
Samanta Gorzelniak

Zuzana Fuksová

TWEETS UND STATUSMELDUNGEN

- 15:

In der Postmoderne ist selbst die Mutter nicht immer sicher.
- 28:

Ich habe von einem Korkenzieher mit einem Griff in Form des Kopfes von Sigmund Freud geträumt. Der Korkenzieher kostete 7 Euro.
- 36:

Die Oma ging an einem Plakat von Lenny Kravitz vorbei: „Oooh, der Lenin kommt.“
- 73:

Ich habe Mutter, Vater, Opa gegoogelt, bloß die Oma hat laut Google nichts getan.
- 248:

In der Uni–Bibliothek Rocky IV runterladen. Ich fühle mich wie Ulrike Meinhof.
- 253:

Auf der Busfahrt beim Schulausflug, Siebtklässler erzählen sich Antiwitze: „Weißt du, wie du am schnellsten mit einem Mädchen Freundschaft schließen kannst?“ „Nee.“ „Sag ihr, dass du sie liebst. Und sie sagt dann: Lass uns lieber Freunde sein.“
- 117:

Ich war heute auf einem Maskenball, und ein Mädchen ging als facebook.
- 67:

Ich frage meine vierzehnjährige Schwester: “Was kaufst du mir zu Weihnachten?“ Sie: „Wahrscheinlich einen Pulli.“ – „Ist das nicht zu teuer für dich?“ Sie: „Nein, das ist in Ordnung, ich bin nicht so ein Sozialfall wie du.“
- 71:

Auf der Straße wirft ein Mädchen ihrem Typen vor: “Du bist nicht einmal in der Lage, mir einen Smiley zu schreiben!“
- 30:

Mein Schüler hat zweieinhalb Monate sein Hemd nicht gewechselt, dafür hat er den ganzen Jung gelesen.
- 297:

Mich überrascht, wie sich junge Leute heute kennen lernen. Schon lang nicht mehr „beim Trampen“, „im Darkroom“ oder so. Ich habe ein schwules Pärchen gefragt, wo sie sich kennen gelernt haben. Und sie: Bei Instagram. Wie bei Instagram? Wir hatten die gleichen Hashtags. Was denn für welche? Irgendwas mit Gay? Nein, Hashtag #FranzKafka. Ja, ich hatte den Prozess auf Instagram gepostet, aber dann hab ich’s nicht zu Ende gelesen, es war mir zu depressiv.
- 318:

Heute hat mir ein Obdachloser einen Koitus angeboten und auch, dass er mir ein Haus bauen wolle. Warum er sich selbst keins gebaut hatte, bleibt ein Rätsel.

- 312:

Vater fragt nach meiner neuen Arbeit. Gut, sag’ ich. Vater: „Gibt’s da ’ne Kantine?“ Ich sage ja, und er fragt nichts mehr und legt auf.
- 311:

Ein Obdachloser: „Weil ich draußen wohne, kann ich gar nicht rausgehen.“
- 269:

Postmoderne. Ich habe einer Freundin von der Uni ein Jobangebot als Projektmanagerin geschickt. Ihre Antwort: „Fuck the system, ich werde Tantra-Masseurin.“
- 258:

Meine Nichte, 8, fragt ihren Vater: „Papa, willst du dich umbringen?“ „Nein, warum?“ „Ich schon, ich habe überhaupt keine Lust mehr auf Schule.“ „Und Papa, wenn ich jemandem gefalle, ist das dann Sex?“
- 255:

Brno, OMG. Ich sage einem Verwandten: komm raus, und er: brauch’ ich nicht, wir haben zuhause ein Fernglas, leih ich dir gerne aus!
- 237:

Internet bei der Oma, 85: „Oma, wie heißt hier das Netz?“ „Das weiß ich nicht, ich benutze immer den Fuchs mit dem Schwanz.“
- 216:

Berlin, sog. Vintage–Laden. Ein Strickpulli mit Kuhmotiv, völlig bekleckert mit Kaffee – 15 Euro.
- 197:

Zwei Frauen mittleren Alters am Hauptbahnhof. „Und, wie läuft’s mit ihm?“ „Ganz gut, er ist nicht fies zu mir – bis jetzt. Aber ich fühl’ da so eine Abgestumpftheit.“

Aus dem Tschechischen übersetzt von
Daniela Pusch

Miha Blažič N’toko

DISSIDENTISCHE BEWEGUNGEN UND DER STAAT

Slowenien nach 1990

„Zivilgesellschaft stärken – aber wie?“ Dies ist eine Frage, die in den 1970er und 80er Jahren in Texten dissidentischer Denker aus den Ostblock–Ländern immer wieder auftaucht. Verständlicherweise: Angesichts regierender Einheitsparteien, die alle Schalthebel der Macht kontrollierten, schien jeder Versuch selbst milderer Formen politischer Opposition innerhalb des staatlichen Apparats zum Scheitern verurteilt. Wollte man sich politische Freiheiten erstreiten, so war klar, dass die Opposition Strukturen aufbauen musste, die ‚außerhalb der Reichweite des Staates‘ lagen. Es waren Überlegungen wie diese, die Václav Benda zur Schaffung von Konzepten wie der parallelen Polis veranlassten.



Überraschenderweise war die Frage nach einer Organisation zivilgesellschaftlicher Strukturen außerhalb des Staates in den jugoslawischen Dissidenten–Bewegungen weitgehend inexistent. Häufig als das liberalste unter den sozialistischen Regimen bezeichnet, sicherte Titos Einparteiensystem sich seine Legitimität, indem es ethnischen, religiösen und akademischen Institutionen ein gewisses Maß an Autonomie gewährte. Zwar waren Zensur und andere Formen politischer Unterdrückung durchaus präsent, das Konzept einer aktiven Zivilgesellschaft wurde aber gleichzeitig als notwendige Voraussetzung für eine multiethnische sozialistische Wirtschaft verstanden. Anstatt sie zu unterdrücken, wurden studentische, kulturelle und akademische Institutionen in die Kommunistische Partei integriert, bekamen von Seiten des Staates eine Plattform und öffentliche Gelder zur Verfügung gestellt. Organisationen wie *Zveza socialistične mladine Slovenije* (*Bund der sozialistischen Jugend Sloweniens*) waren Teil der Parteistruktur, boten aber gleichzeitig auch Raum für kritische Diskussion und kulturelle Bewegungen. Diejenigen dissidentischen Strömungen innerhalb des Bürgertums und unter Intellektuellen, die später maßgeblich für Sloweniens Unabhängigkeitsbestrebungen mitverantwortlich waren, formierten sich größtenteils im Rahmen dieser nach mehr innerparteilicher Autonomie strebender Organisationen. Eine Organisation „außerhalb“ des Staates stand deshalb gar nicht zur Debatte, hatte doch die Partei – vielleicht unwissentlich – diese dissidentischen Plattformen selbst befördert.

Fragen danach, wie viel Freiheit diesen Organisationen eingeräumt werden sollte (gestellt von Parteifunktionären) und wie eine aktive Zivilgesellschaft zu organisieren sei (gestellt von Seiten dissidentischer Intellektueller), wurden also *innerhalb* der Partei verhandelt. Dies wurde zum Modell auch für diejenigen zivilgesellschaftlichen Organisationen, die nach dem Zerfall Jugoslawiens geschaffen wurden und die in hohem Maße auf den bereits existierenden sozialistischen Plattformen aufbauten. Im Zuge der Transformation zum Kapitalismus wurden ehemals dissidentische Stimmen Teil des liberalen Nation–Building–Programms: Vom Dichter Tone Pavček bis hin zum Philosophen Slavoj Žižek erhielten alle einen Platz am Verhandlungstisch. Auch hier wurde die Zivilgesellschaft (nun natürlich in einer liberaleren Variante) wieder sowohl aktiv vom Staat gefördert als auch kontrolliert.

Aber wenn es auch zu keiner ‚Innen/Außen‘–Debatte kam, so beförderte die Liberalisierung doch eine Trennung der ökonomischen von den sozialen Fragen. Wirtschaftliche Debatten verlagerten sich aus dem öffentlichen in den privaten Bereich, Kultur, Minderheitenrechte und Meinungsfreiheit hingegen wurden zu wichtigen institutionellen Angelegenheiten. Da wirtschaftliche Fragen nun außerhalb der öffentlichen Reichweite lagen, begannen zivilgesellschaftliche Organisationen den freigewordenen Raum innerhalb des Staatsapparats für sich zu besetzen, indem sie behaupteten, bestimmte ethnische oder religiöse Gruppen zu repräsentieren. Auch die Gewerkschaften beteiligten sich an diesem Prozess. Ihre Führungsriege leiteten eine Ära des „sozialen Dialogs“ ein – und konzentrierten ihre Strategien dabei auf diplomatische Allianzen mit den Parlamentsparteien.

Angeichts dieser Umstände sahen viele Gruppen schlicht keine Notwendigkeit, sich um Unterstützung außerhalb staatlicher Institutionen zu bemühen; immerhin erfreuten sie sich innerhalb des existierenden Patronage–Systems einer relativen Stabilität. Eine Besonderheit liberaler Institutionen in Slowenien ist auch heute noch deren gelegentliches Kokettieren mit den Traditionen der Partisanen–Bewegung und den Werten des kommunistischen Widerstands – eine Tatsache, die in anderen postsozialistischen Gesellschaften vermutlich ein Tabu wäre. So waren es in erster Linie konservative, katholische Interessengruppen, die die Errichtung von Strukturen anstrebten, die sich eventuell als parallele Polis bezeichnen ließen – also ein vom Staat vergleichsweise unabhängiges Netzwerk von Thinktanks, Publikationsorganen und Unternehmen. Ihre wichtigste politische Kritik lautete, dass Sloweniens herrschende Klasse nie wirklich mit dem Kommunismus gebrochen hätte und der Staat noch immer von denselben, nun neue autokratische Strukturen errichtenden Eliten geführt werde – eine Kritik, die teilweise berechtigt war, aber durch nichtendendwollende Klagereden reaktionärer Persönlichkeiten getrübt wurde, die den Staat auf traditionellen katholischen Werten (sowie denen einer modernen Marktwirtschaft) wieder aufbauen wollten.

Umso überraschender ist, dass die scheinbar so aktive slowenische Zivilgesellschaft kaum Dissens hervorbrachte. Im Allgemeinen vermieden die Institutionen Aufrufe zu Demonstrationen, Streiks, Sit–ins oder Boykott–Aktionen, und noch seltener stellten sie die Legitimität der gewählten herrschenden Klasse in Frage. Wenn parlamentarische Wahlen demokratisch sind, wie kann dann eine Regierung illegitim sein? Nur in Phasen rechter politischer Zugewinne wurden Massenproteste wie der *Vseslovenske ljudske vstaje* („Allslowenische Volksaufstände“) von 2012/2013 möglich – beispielsweise als die parallele Polis

um Janez Janša’s SDS (Slowenische Demokratische Partei) die linksliberale Hegemonie innerhalb der staatlichen Institutionen gefährdete. Aber selbst im Zuge dieser Proteste ging es nicht um Angriffe auf den Staat, sondern darum, ihn wieder an eine verantwortungsbewusstere politische Führung zu übergeben. Eine verbreitete liberale Parole lautete: „Man hat uns unseren Staat geklaut!“. Die Forderungen der Protestierenden zielten auf Fragen der Ethik und Korruption und auf die Suche nach neuen politischen Gesichtern, nicht aber auf grundlegende strukturelle Veränderungen. Wichtigstes Ziel zivilgesellschaftlicher Institutionen war eine „Wiederherstellung der Normalität“. Politische Mobilisierung galt ihnen als notwendiges Übel und sollte nur dann bemüht werden, wenn die eigene Position innerhalb des Staatsapparats gefährdet war.

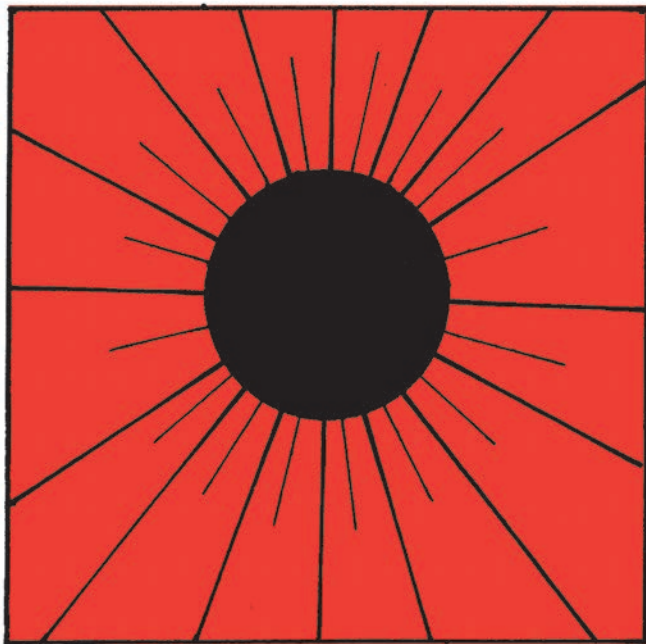
Die Fähigkeit der Linken, breitere Bevölkerungsgruppen für politische Projekte zu mobilisieren, verkümmerte. Wenn überhaupt, so fungierte sie als gut ausgestattetes Unterstützungsnetzwerk für die herrschende Klasse, im Grunde nicht unähnlich dem, was die Kommunistische Partei angestrebt hatte. Nicht nur fehlte es ihr an Interesse für den Aufbau einer außerparlamentarischen Basis (man könnte behaupten, dass das Maß an kritischer Debatte und Kritikbereitschaft gegenüber Autoritäten sogar innerhalb der Kommunistischen Partei größer war), auch das sozioökonomische Umfeld war für rechte Organisationen wesentlich vorteilhafter. In Zeiten von grassierendem Nationalismus, Privatisierungen, sprunghafter Zunahme privaten Wohneigentums und einem allgemeinen Streben nach einer wirtschaftsfreundlichen Gesetzgebung waren es die Steuerpolitik und die Ausländer, die als Hauptprobleme wahrgenommen wurden – noch verstärkt durch eine wachsende Mittelklasse–Wählerschaft, die nach Wohlstand auf Schweizer Niveau strebte – aber ganz sicher nicht wirtschaftliche Ungleichheit, Frauen– und LGBT–Rechte oder rassistische Diskriminierung. Und während es der Rechten gelungen ist, Netzwerke innerhalb und außerhalb des Staates zu errichten, haben linke Organisationen die vergangenen Jahre damit verbracht, um die schrumpfende Finanztöpfe und Posten zu streiten, die aus den Zeiten des postsozialistischen Patronage–Systems übrig geblieben sind.

Nichtsdestotrotz haben vereinzelte Gruppierungen linken Widerstands gelegentlich auch auf nationaler Ebene für Unruhe gesorgt. Den Gewerkschaften ist es trotz ihrer Regierungsnähe gelungen, Nullrunden und Privatisierungspläne in Frage zu stellen und, zum Teil auch gemeinsam mit radikaleren Gruppen, stellenweise der politischen Opposition zum Durchbruch zu verhelfen. Obwohl sie am Aufbau größerer Netzwerke scheiterten, beeinflussten einige marxistische und anarchistische Gruppen die öffentliche Debatte über Militarismus, Rassismus und Minderheitenkonflikte. Es ist dieses Umfeld, aus dem die Bewegungen von Gastarbeitern und „Ausgelöschten“ (über 25.000 in Slowenien lebende Bürger anderer Teilrepubliken verloren nach dem Zerfall Jugoslawiens ihre dauerhafte Aufenthaltsberechtigung), die Anti–NATO–Proteste und in jüngster Zeit auch die Bewegung für die Rechte von Flüchtlingen hervorgegangen sind. Auch hatten diese Gruppen beträchtlichen Anteil an den Protesten der Jahre 2012/2013, und ihre „Initiative für demokratischen Sozialismus“ wurde Teil einer populären parlamentarischen Koalition. Abgesehen von diesem kurzen Ausflug in die Wahlpolitik (die Partei hat inzwischen einen Großteil ihrer Graswurzel–Mitglieder verloren und sich zu einer eher traditionellen sozialdemokratischen Parlamentsfraktion gewandelt), haben diese Gruppen eine weitere Institutionalisierung jedoch weitgehend vermieden. „Außerhalb“ der staatlichen Sphäre zu verbleiben ist für sie gleichbedeutend mit der Fokussierung auf ihre eigene Autonomie – dies gilt etwa für soziale und künstlerische Aktivitäten in besetzten Häusern oder für ehrenamtlichen Aktivismus. Obwohl sie dadurch relativ autonom sind, bleiben sie aufgrund ihres eigenständigen Status‘ häufig marginal und tendieren dazu, als Subkulturen wahrgenommen zu werden.

Diese Entwicklungen führen einmal mehr zu der Frage, wie sich die Zivilgesellschaft stärken ließe. Obwohl Slowenien dank der Institutionalisierung des Dissenses gewisse gesellschaftliche Normen herausbilden konnte, die in anderen postsozialistischen Ländern fehlen, wurde dadurch doch auch versäumt, die Bevölkerung mit Instrumenten für echtes politisches Engagement in wirtschaftlichen Belangen auszustatten, und so der Erosion der sozialen Gleichheit Vorschub geleistet. Finanziell gut ausgestattet, stehen linke Gruppen dem Anwachsen reaktionärer Strömungen und rassistischer Haltungen doch hilflos gegenüber. Diejenigen politischen Gruppierungen hingegen, die sich für den Weg der parallelen Polis entschieden haben, finden sich in einem anderen Widerspruch gefangen: Da sie ganz überwiegend auf spontane Störungen angewiesen sind, fehlen ihnen die strukturellen Grundlagen, ihre Programme auch in Zeiten am Leben zu halten, in denen die Menschen immer weniger auf die Straße gehen und soziale Bewegungen stagnieren. Und sind sie doch erfolgreich, so bereiten sie lediglich den politischen Boden für organisierte parlamentarische Parteien, die langfristig in den Vordergrund treten und ihren Platz einnehmen. Es ist offenkundig, dass der moderne Staat – in immer neuen Formen

– auch weiterhin in alle Lebensaspekte seiner Bürger involviert bleibt, und dass linke Dissidenten sich damit schwertun, es mit ihm aufzunehmen.

*Aus dem Englischen übersetzt von
Anna Förster*



Alida Bremer

NO MAN IS AN ISLAND

Niemand ist eine Insel, in sich ganz; jeder Mensch ist ein Stück des Kontinents, ein Teil des Festlandes.

John Donne

Die Berliner Mauer fiel, der Sozialismus war am Ende, Jugoslawien ging in Flammen auf, die sogenannte Transition begann. Jeder schlug sich durch, wie er konnte. Es war nur eine Frage der Zeit, wann die Menschen in Kroatien wieder die Landschaft entdecken würden. Eine Dichterin widmete ihr poetisches Werk der Insel Pag. Am Anfang belächelt, erntete sie zunehmend Bewunderung. Über ihr Leben im salzigen Wind, unter der Winter-sonne, auf dem Karst, immer zu Fuß, immer unterwegs, wurde ein Dokumentarfilm gedreht.

Sie erforscht die schmale Insel, die berühmt ist für eine besondere Art Schafskäse, als wäre sie eine Geologin, und verwendet dabei eine nüchterne, präzise Sprache. Außerdem fotografiert sie. Sie schaut in jedes auffällige und unbewohnte Steinhaus, schießt dort unwirklich schöne Fotos von Küchenschränken aus morschem Holz, von Intarsien an den Kopfbenden längst verlassener Ehebetten und von bröckelnden Zimmerwänden mit verblassten Marienbildern in dunklen Holzrahmen. Sie läuft den mageren Schafen nach, begleitet sie auf ihre kargen Weiden, porträtiert sie, als wären es Menschen. Sie schwimmt das ganze Jahr im Meer. Sie ist zu einem weiblichen kroatischen Henry David Thoreau geworden, ein Vorbild für das selbstbestimmte Leben im Einklang mit der Natur. Sie schreibt lyrische Prosafragmente von einer magischen Kraft, die außerhalb unserer Zeit steht, verankert in der Ewigkeit und in den Mondlandschaften der kahlen Insel. Über Politik äußert sie sich nie. Eine andere Dichterin im Norden des Landes, die eine alte Burg in eine Oase der Kultur und der Literatur verwandelt hat, verbindet ihre hoch künstlerische Naturlyrik zunehmend mit politischer Satire. Indessen schreitet in den Machtzentren des Landes der Verfall der politischen, intellektuellen, sozialen und wirtschaftlichen Moral unbeirrt voran.

Den genannten Dichterinnen folgten einige andere „nature writing“–Autoren, einer davon ein Prosa–Autor, der vor dem Zerfall des sozialistischen Jugoslawiens der König der urbanen Literaturszene gewesen war, die in verrauchten Bars und in den finsternen Betonsiedlungen am Rand von Zagreb nach Themen und Motiven suchte. Nachdem er die Machenschaften der Nachkriegseliten Kroatiens in seinen schonungslosen Romanen beschrieben hatte, wandte er sich dem Bergwandern zu. Er entdeckte das Zen des Gehens und die Vermessung der Welt mit den eigenen Füßen. Danach zog er sich in ein Dorf zurück und begann das autarke Leben der Bauern aus dieser Gegend zu erlernen, ihre Solidarität, ihre Kunst des Überlebens unabhängig

von jeder staatlichen Einmischung. Er veröffentlicht weiterhin seine kritischen Analysen der korrupten politischen und wirtschaftlichen Eliten des Landes. Parallel schreibt er über die Kunst der Langsamkeit, darüber, dass jeder Herr seiner eigenen Zeit werden solle, und postet Fotos von sich vor dem Kaminfeuer mit Katzen auf seinem Schoß. Vor allem der auffällige Kontrast zwischen seiner geistigen und ökonomischen Autonomie, seiner authentischen Bescheidenheit, seiner Zufriedenheit mit den Früchten und Kastanien aus dem eigenen Garten und der Gier und Verdorbenheit der Machthaber macht seine Popularität aus.

Ein weiterer bekannter Schriftsteller, der darüber hinaus ein bedeutender kritischer Journalist und Meister der politischen Satire ist, hat sich in ein Fischerdorf zurückgezogen, er geht regelmäßig mit seinen Nachbarn fischen und züchtet mediterranes Gemüse, im Herbst pflückt er gemeinsam mit den Nachbarn Oliven und Weintrauben. Er brennt in seinem Keller Schnaps, und während es in den Kesseln leise brodelt, schreibt er seine berühmten Zeitspaltungskolumnen. Er entlarvt die Dummheiten der Nationalisten und der profaschistischen Revisionisten sowie die Lügen der Gewinnler der Transition, etwa jener, die nach dem Zerfall Jugoslawiens Fabriken für einen Euro gekauft haben und dann die Arbeiter entließen und mit den Immobilien Spekulationen betrieben.

Ich nenne diese AutorInnen nicht namentlich, weil ich hier mehr über ihre privaten Lebensentwürfe als über ihre Werke spreche. Ich bekenne mich dazu, sowohl ihre Lebensart wie auch ihre Kunst zu bewundern. Es gibt auch andere AutorInnen, die sich genauso wie die Erwähnten entschlossen haben, auf Inseln oder auf abgelegenen Bauernhöfen zu leben. Andere wandern aus – nach Berlin, nach Dublin, nach New York. In den Städten, etwa in Zagreb oder in Split, kennt beinahe jeder ihre Namen, aber in der gespaltenen kroatischen Gesellschaft werden sie von diversen offiziellen national-konservativen Institutionen – von Kulturausschüssen, vom Kulturministerium, von der Akademie usw. – kaum wahrgenommen.

Es gibt eine merkwürdige Entwicklung in Kroatien: An den Rändern der Gesellschaft und der Geographie entstehen die wichtigsten Werke, die interessantesten Gedanken, die mutigsten Kritiken, aber in den Zentren werden sie von den Machthabern und vom *mainstream* vollständig ignoriert. Die Fischer, die Ackerbauern und die Großmütterchen bringen diesen DichterInnen und DenkerInnen bei, wie man Auberginen pflanzt, wie man einen Oktopus fängt und wie man Quittengelee kocht. Von den offiziellen Eliten in den Schlüsselpositionen, da, wo Gelder, Ehrungen, Titel und Positionen vergeben werden, werden diese Stimmen ignoriert. Wenn sie dann in die Städte kommen, sind ihre Lesungen ausverkauft. In den sozialen Netzwerken postet dann eine liberal und demokratisch gesinnte Community begeisterte Kommentare. Man könnte sich leicht täuschen und glauben, Kroatien sei eine Oase der Vernunft inmitten einer zunehmend verdummenden Welt.

Es gibt inzwischen auch andere Aussteiger, meist junge Menschen, die des Wartens auf nicht vorhandene Arbeitsplätze in den Städten überdrüssig geworden sind, die aber nicht nach Irland oder Deutschland auswandern wollten wie ihre Altersgenossen, sondern sich auf die alten Dörfer ihrer Großeltern zurückgezogen haben. Sie engagieren sich häufig in Flüchtlingsinitiativen, diskutieren über Ökologie, versuchen neue Wege der sozialen Gerechtigkeit zu finden. In der vollständig getrennten, parallelen Welt der Hass-Postings, der Trolls, der Bots und wie-sie-alle-heißen tobt indessen ein wirrer Krieg gegen alles und jeden: gegen freie Meinungen, gegen Lesben und Schwule, gegen Frauenrechte, gegen Europa, gegen Nicht-Europa, gegen die jugoslawische Vergangenheit des Landes, als ob man eine Vergangenheit einfach so verschwinden lassen könnte, gegen die Partisanenkämpfer, die freilich alle schon längst tot sind, gegen antifaschistische Denkmäler, die den getöteten Freiheitskämpfern aus dem Zweiten Weltkrieg gewidmet sind (und die dann ganz unvirtuell zerstört werden), gegen Linke, gegen Soros, gegen Flüchtlinge, gegen den UN-Migrationspakt, gegen wen-auch-immer.

Kroatien wurde von der Natur und von der Geschichte reichlich beschenkt. Das dünn besiedelte Land, das sich zwischen dem Mittelmeer, Mitteleuropa und dem Balkan als eine Schatzgrube verschiedenartiger kultureller und historischer Einflüsse erstreckt, war nicht nur die Kulisse für Winnetou-Filme und in der jüngsten Zeit für Serien wie „Game of Thrones“. Die Liste der Filme, die seit beinahe 100 Jahren von Filmemachern aus aller Herren Länder hier gedreht wurden, ist erstaunlich lang: Angefangen mit „Brigantenrache“ mit Asta Nielsen aus dem Jahr 1920 bis hin zu „Mamma Mia. Here We Go Again“ aus dem Jahr 2018, begeisterten sowohl die Natur wie auch die traditionsreichen Städte die internationalen Filmemacher. Man würde annehmen, dass die Lebensqualität in dem kleinen Land, das 2013 der EU beigetreten ist, hoch sein muss. Doch auch diesbezüglich gibt es eine eigentümliche Spaltung: Einerseits hat man diese großartigen Landschaften um sich, die mediterrane Lebensart. Andererseits machen sich die verheerenden Folgen einer auf

Vetternwirtschaft aufbauenden Politik, die sich des Nationalismus und Revisionismus bedient, um zu bestehen, immer fataler bemerkbar. Es handelt sich um einen relativ einfachen, aber ob der Einfachheit nicht weniger wirkungsvollen Trick: Um die mangelnde Transparenz bei den politischen Entscheidungen, die mangelhafte Justiz, die hinterhältigen Verbindungen zwischen der Politik und der Wirtschaft zu vertuschen, lenken die Machthaber, ob auf lokaler oder auf nationaler Ebene, die Aufmerksamkeit kontinuierlich auf ideologische Grabenkämpfe. Die Methode ist denkbar einfach: Gerade eben wurde ein Politiker mit dem Finger im Honigtopf erwischt, gerade eben wurde einem Kriegsprofiteur auf undurchsichtigen Wegen eine Immobilie zugesprochen, und schon entwickelt sich eine heiße Debatte um das Abtreibungsverbot oder um die Ehe für alle oder um die Verbrechen der Kommunisten vor siebzig Jahren. Den Kampf der Partisanen, die sich im Zweiten Weltkrieg gegen Deutsche, Italiener und einheimische Kollaborateure erhoben haben, versucht man dabei vollständig zu verteuflern, während gleichzeitig die faschistischen Ustascha als Staatsgründer und Kämpfer für die gerechte nationale Sache dargestellt werden. Einige vernünftige Historiker melden sich zu Wort und versuchen, weder die einen zu verherrlichen noch die anderen jenseits des historischen Kontextes zu verurteilen, sie bemühen sich, den damaligen Riss durch die kroatische Gesellschaft mit einem nüchternen wissenschaftlichen Diskurs zu beschreiben, doch das nützt wenig. Denjenigen, die diese Debatten vom Zaun brechen, geht es nicht um die Wahrheit und auch nicht um einen Dialog. Die Debatten dienen der Verblendung, hinter der eilig Mittel, Posten und Ehrungen an sich gerissen werden. Es ist dabei interessant, ja bisweilen sogar tragikomisch zu beobachten, wie krampfhaft sich die rechtsextremen Intellektuellen (falls das nicht eine *contradictio in adiecto* ist) bemühen, die Anerkennung zu bekommen, die jenen in die Dörfer und auf die Inseln, ins Ausland oder ins Schweigen ausgewanderten Intellektuellen so natürlich und so einfach entgegengebracht wird und immer schon entgegengebracht wurde. Der Furor, in dem diese stillen und aus der offiziellen Öffentlichkeit fast verschwundenen Stimmen mit allen möglichen Stempeln versehen werden, ähnelt dem Novembersturm an der Adria. Aber die tief verwurzelten Olivenbäume, etwa die biblisch alten auf der Insel Pag, überleben die Stürme. So werden die Werke jener, die derzeit mit Vorliebe als linke Landesverräter beschimpft werden, nur weil sie die neuzeitliche rechtsnationale Sicht der Dinge nicht teilen, vermutlich das ästhetische Urteil der Zeit überleben, und was mit den derzeit vom Staat und von der Kirche großzügig geförderten revisionistischen Filmen, Büchern und anderen Erzeugnissen passieren wird, werden wir noch sehen.

Die Internet-Community, die staatlich gelenkten Medien, die rechtsnationalistisch wirkenden Vereinigungen, einige davon konservativen kirchlichen Kreisen nahe, geben nicht auf, ihre einseitige Revision der Vergangenheit zu betreiben, nach der partout ein neues Bild der kroatischen Ustascha aus dem Zweiten Weltkrieg entstehen soll: Sie seien Freiheitskämpfer gewesen, in ihren Lagern starben die Inhaftierten höchstens aufgrund einer Erkältung. Im Hintergrund läuft derweil die Verteilung der Güter und der Posten fröhlich weiter – der Kuchen, den es zu verteilen gilt, ist groß. Es handelt sich um ein atemberaubend schönes Land, und die Immobilien an der Küste sind wirklich attraktiv. Daraus ergeben sich bizarre Parallelwelten: In den malerischen Buchten, die nach dem Gesetz nicht bebaut werden dürfen, errichten die politischen Günstlinge irgendwelche Spaß-Ressorts für neureiche Touristen; es wird gemunkelt, dass sie auch Brände legen, um die Grundstücke umwidmen zu dürfen. Daneben wohnen Journalisten, die über diese Zerstörung der Natur schreiben, die Proteste organisieren und die Fischer und Olivenbauern für ihre Haltungen gewinnen. Sie werden als Kommunisten und Verräter beschimpft. Ihre Texte und ihre Proteste bleiben ohne Folgen. Die beiden Paralleluniversen berühren sich selten. Es ist eine tief gesplattene Welt.

Die Sonne taucht ins Meer, der Himmel ist rosarot, auf der Wasseroberfläche wechseln sich Nuancen von Blau ab. Ich möchte nicht nur die Namen der erwähnten Autorinnen und Autoren, sondern auch den Namen der Insel, von dessen Gestade aus man dieses Spektakel bewundern kann und auf der ich schreibe, nicht verraten. Diese Insel ist mein Zufluchtsort. Der Ort, an dem ich mich zu verkriechen beabsichtige, wenn die Welt demnächst zum Teufel geht. Aber auch wenn diese Insel nicht das Potential zum besten Versteck vor dem Weltuntergang hätte, wäre es ratsam, ihren Namen vor den möglichen Investoren und vor den Touristen zu verbergen. Hier gibt es noch immer keine Beachpartys, keine schicken Cafés, keine vornehmen Restaurants, keine Sternehotels, keine Villen mit Pools. Und bisher auch keine Touristen, bewaffnet mit Selfie-Sticks und Bikinis, gierig darauf, in der Mittagssonne bunte Cocktails zu schlürfen, bis sie von irgendeinem Felsen ins Meer fallen. Von der Terrasse aus blicke ich auf die blaue Linie des Horizonts, während eine Wespe um zwei frische Feigen auf meinem Teller tanzt. Als wüsste sie, dass im Inneren jeder Feige eine tote Verwandte den Kern bildet. Denn die Früchte der Feigen entstehen erst dann, wenn eine winzige Wespe im Inneren der Feigenblüte stirbt.

Saša Ilić

EIN BRIEF AUS DEM NOVEMBERLAND

Liebe Federica,

Ich mag den November nicht, diesen Monat, der sich weder in den Herbst noch in den Winter integrieren lässt, und der bisweilen länger dauert als es der Kalender vorsieht. Dann zeigt die Politik ihre scharfen Zähne, und die Menschen versuchen sich in ihr Alltagsleben einzukuscheln und nicht an ihre gängigen Probleme zu denken. In Pristina verlangsamt sich dann alles, und durch Belgrad weht tagelang der Košava-Wind. Der Name dieses Windes war in den fernen Neunzigern ein Wahrzeichen der Jugend der Milošević-Partei – die auch heute regiert, im Bündnis mit der Serbischen Fortschrittspartei, einer Abspaltung der ultranationalistischen Radikalen, die früher vom inzwischen verurteilten Kriegsverbrecher Vojislav Šešelj angeführt wurden. Einer der beiden Teilnehmer Deiner Hohen Schule der Diplomatie – Aleksandar Vučić – war Šešeljs damaliger Sekretär. Die Rundfunkstation „Košava“, deren Eigentümerin Marija Milošević, die Tochter des regierenden Ehepaars, war, stach damals dadurch hervor, dass sie ein reines Musikprogramm-Konzept verfolgte, ohne jegliche informativen Sendungen. Der Sender war vor allem auf Schlagermusik aus Kroatien spezialisiert, womit die Machthaber vermutlich ihren Kosmopolitismus demonstrieren wollten, wobei sie sich einzugestehen weigerten, dass im Konflikt mit dem Nachbarn durchaus Unangenehmes geschehen war.

In jenen Tagen, während der Košava-Wind durch Belgrad wehte, spielte sich die Kultur im Untergrund ab, vor allem die Jugendkultur, die versuchte, sich von der herrschenden Politik zu distanzieren. Innerhalb der Medienlandschaft stellte Radio B92 den Stützpunkt der Opposition dar, dazu gab es unabhängige Musik- und Literaturproduktion (die Zeitschrift REČ und den Verlag Samizdat B92) und Raum für Diskussionsveranstaltungen im Kino REX im Stadtteil Dorćol, in der Nähe der Donau, wo der *Košava*-Wind im November alle Straßen leerfegte – vor allem die Jevrejska ulica (Judenstraße), in der sich das Kino befand, ständig unter Beobachtung der Zivilpolizei. Dort wurde über den Krieg, über Flüchtlinge und den Druck auf die Medien diskutiert, es wurden Dokumentarfilme über serbische Kriegsverbrechen gezeigt, und es wurde die Unterstützung für Vukovar, Sarajevo und Kosovo organisiert.

Im Jugendzentrum „Dom omladine“ gab es die kleine Buchhandlung „Beopolis“, die einzige echte Buchhandlung in Belgrad, ein Treffpunkt von Liebhabern alternativer Literatur, Satire-Fanzines und Comics. Als Student war ich dort ein häufiger Besucher – ich trug damals die Anarchie im Blut. Im November 1996 erreichte mich ausgerechnet in dieser Buchhandlung die Nachricht, die sich mit unglaublicher Geschwindigkeit in der Stadt verbreitete, dass Slobodan Milošević die Ergebnisse der Kommunalwahlen, bei denen er in vielen Städten in Serbien, auch in Belgrad, verloren hatte, nicht anerkennen wollte. Der Untergrund trat damals ans Licht und ging auf die Barrikaden, und der November dehnte sich aus bis zum Februar, als Milošević gezwungen wurde, einen Schritt zurück zu weichen.

*

Zweiundzwanzig Jahre später, liebe Federica, wird der November in Belgrad wieder vom unausweichlichen Košava-Wind begleitet, der alle Alternativen fortgefegt und sie wie getrocknete Blätter zu den diversen Ausschüssen und Regierungsagenturen getrieben hat, die über die Förderungen für dies und das entscheiden, vor allem für jene Projekte, die es gut mit der aktuellen Regierung meinen. Es gibt keinen Krieg mehr, aber es gibt ständig Spannungen, die die beiden Schüler Deiner Hohen Schule der Diplomatie – Aleksandar Vučić und Hashim Thaçi – einen „gefrorenen Konflikt“ oder einen „Wirtschaftskrieg“ nennen, der Ende November an der Grenze zum Kosovo eskalierte, nach der Kampagne Vučićs gegen Thaçis Beitritt zu Interpol.

Nach dem neusten Bericht der *Reporter ohne Grenzen*, mitten im Prozess der „Normalisierung“ der Beziehungen zwischen Belgrad und Pristina, die Du an Deiner Hohen Schule der Diplomatie lehrst, „fiel Serbien im Verlauf des Jahres 2018 auf den 76. Platz von insgesamt 180 Ländern, während sich Kosovo auf Platz 78 der Rangliste der Pressefreiheit befindet“. Und während der Staatspräsident die unabhängigen Medien in Serbien als „tollwütige Hunde“ bezeichnet, nennt der Premierminister Kosovos Ramush Haradinaj die unabhängigen Medien in seinem Land „analphabetische Sympathisanten Serbiens“. In beiden Ländern gab es physische Angriffe auf investigative Journalisten, während die Verratsvorwürfe gegenüber allen kritisch denkenden Journalisten stark zunehmen.

Diese Beschreibung der Situation der Medien wirkt fast noch harmlos, wenn man die Ereignisse, die im Verlauf des Novembers 2018 ihren vorläufigen Höhepunkt erreicht haben, genauer analysiert. Alles begann, als das regierungsnahe Blatt *Ilustrovana politika* Anfang November eine bedrohliche Montage auf dem Cover brachte, die aus dem Bild eines wütenden Hundes und den Titelseiten einiger unabhängiger Zeitungen zusammengestellt war. Darüber stand geschrieben „Die Hunde sind los“. Die Anspielung bezog sich auf die Regimekritiker, die für die unabhängige Medien schreiben und denen nach dem guten alten Rezept Miloševićs unterstellt wurde, sie stünden auf den „Gehaltslisten ausländischer Mächte“. Obwohl es in der Öffentlichkeit Reaktionen auf dieses Titelbild gab, wurde niemand zur Rechenschaft gezogen, nur die Kluft zwischen der Regierung und der unabhängigen Medien wurde vertieft, als der Abgeordnete der Vučić–Partei Aleksandar Martinović im Parlament die Zeitung *Danas* beschuldigte, sie betreibe „eine Verfolgungskampagne gegen die Regierungspartei, wie sie seit den Zeiten von Goebbels und Adolf Hitler nicht mehr dagewesen ist“.

Der Karikaturist Predrag Koraksić Corax reagierte darauf mit der Zeichnung von Martinović und seines Kollegen Orlić, auf der die beiden als Babys dargestellt sind, die von Goebbels und Hitler mit Fläschchen gefüttert werden. Die Karikatur wurde von der Zeitung *Danas* symbolträchtig am 9. November veröffentlicht, dem Tag des Kampfes gegen Faschismus und Antisemitismus. Schon am selben Abend legte das Ministerium für Kultur eine Protestnote vor, in der Corax’ Karikatur als inakzeptabel verurteilt wurde, da sie „direkt oder indirekt den Präsidenten Serbiens, Aleksandar Vučić, und die beiden Abgeordneten in einen moralisch unzulässigen Kontext“ stelle. Obwohl Vučić in dieser Karikatur nirgendwo zu sehen war, äußerten sich große Teile des politischen Establishments dazu und stellten fest, dass in der Gestalt Hitlers der prominente serbische Teilnehmer Deiner Hohen Schule der Diplomatie, liebe Federica, zu erkennen sei. Die staatliche Verfolgungskampagne gegen Corax und die Zeitung *Danas* ging über volle zehn Tage – bis der Präsident Vučić bei einem Fernsehauftritt sagte, dass er sich die Karikatur jetzt auch angeschaut und festgestellt habe, dass er darin nicht abgebildet sei. Seine Aussage hielt eine besonders eifrige Bibliotheksdirektorin allerdings nicht davon ab, zwei Stunden nach der Eröffnung einer Ausstellung von Corax’ Karikaturen alle Exponate zu entfernen. Der Karikaturist kommentierte diese eindeutige Zensur ironisch als den Ausdruck der großen Liebe, die die Regierung für leere Räume empfindet.

Anfang November endete die Internationale Buchmesse in Belgrad, die Verleger zählten das Geld vom Bücherverkauf, und all diejenigen, die sich mit Lese- und Buchförderung beschäftigen, freuten sich über etwas ruhigere Zeiten. Doch zwei von ihnen war keine Pause vergönnt. Es handelte sich um Darko Mitrović und Marko Stepanović, die ein Morgenprogramm, genannt „Mentalno razgibavanje“ (Mentale Dehnübungen), bei Radio Laguna moderierten. Radio Laguna ist eine Rundfunkstation, die dem größten Verlagshaus Serbiens gehört, das nicht nur eine bemerkenswerte Anzahl zeitgenössischer Autoren versammelt, sondern ihnen durch die hauseigenen Radiosendungen auch eine einzigartige Möglichkeit bietet, auf sich aufmerksam zu machen. Doch die beiden Moderatoren erteilte an einem Novembertag plötzlich ein Sendeverbot – wegen kritischer Bemerkungen zu eben jenem prominenten serbischen Schüler Deiner Hohen Schule der Diplomatie.

In der Öffentlichkeit geschah nichts, niemand von den vielen Schriftstellern, die beim Verlag „Laguna“ ihre Bücher veröffentlichen, meldete sich zu diesem Anlass, auch der oben genannte Schüler Deiner Hohen Schule der Diplomatie hatte dafür keine Zeit, denn all das geschah mitten im „Wirtschaftskrieg“ mit dem Kosovo. Nur Darko Mitrović, einer der beiden Moderatoren, schrieb auf seinem Facebook–Profil, dass es heutzutage sehr subtile Methoden der Zensur gebe und dass sein Sender als nächstes vermutlich öffentlich erklären werde, dass er, Mitrović, selbst die Schuld daran trage, dass man seinen Vertrag habe kündigen müssen. Und genau so geschah es. Nach der Kündigung begann Mitrović *Stand Up*–Vorstellungen zu geben und eine Kolumne für die verrufene Zeitung *Danas* zu schreiben.

Das Unglück vereinigt die Menschen, wie Du Dir, liebe Federica, denken kannst, vor allem diejenigen, die das System in ein Paralleluniversum der Existenz verdrängt. In diesem Fall enden vorwiegend diejenigen dort, die den Eindruck haben, dass mit Deiner Hohen Schule der Diplomatie etwas nicht stimmt. Bisher sind das vor allem Journalisten, hier und da ein Künstler oder ein Oppositioneller, etwa Borko Stefanović, der Vorsitzende der serbischen Linken (Levica Srbije), dem die Schläger Deines prominenten Schülers an einem Novemberabend in Kruševac, als er auf dem Weg zu einer Veranstaltung war, den Kopf mit Metallstangen eingeschlagen haben. Zwei Männer aus seiner Leibwache verloren ihre Zähne und landeten mit gebrochenen Armen und Rippen im Krankenhaus. Eine Methode der Verwarnung, die Dein Schüler womöglich auf dem Pausenhof Deiner Hohen Schule der Diplomatie gelernt hat? Außerdem sind die

Theaterfestivals des Landes, wenn auch ohne Schlagstöcke und –ringe, unter die Kontrolle Deines Schülers geraten, etwa jenes in Aleksinac, aus dessen Programm eine Theatervorstellung verbannt wurde, bei der der Schauspieler Sergej Trifunović mit–spielen sollte, den Dein Schüler nicht mag. Das Stück – „Utopljena duša“ („Die ertrunkene Seele“) – wurde vom Kunstausschuss des Festivals zwei Tage vor der Festivaleröffnung aus dem Programm entfernt. Es handelt sich hierbei freilich um eine radikale Form der Selbstzensur, denn wie Dir aus der Geschichte autoritärer Herrschaftssysteme bekannt sein dürfte, liebe Federica, hat kein Theater je Gnade für Stücke und Schauspieler gekannt, bei denen der Souverän gegähnt hat oder eingeschlafen ist oder – Gott bewahre – verärgert war. Deswegen wurde Sergej Trifunović ins Paralleluniversum gekickt.

Ich mag keine Novemberbriefe, liebe Federica, sie erinnern mich an die Tage der Ohnmacht und des schweren Erwachens. Und dennoch, wenn der Mensch schließlich doch aufwacht und sich umschaut, kann er nur wahrnehmen, dass der dämmrige November dauert und dauert (ich weiß nicht, wie das Wetter bei Dir in Brüssel ist), und niemand ist da, um dem ein Ende zu bereiten, administrativ, diplomatisch, wie auch immer. Von ihren Wirkungsstätten entfernt, verboten, zensiert, verlacht, irren die Novembermenschen auf der leeren Bühne herum, jener Bühne, die an den Rändern des kontrollierten öffentlichen Raums entsteht. In diesem Paralleluniversum gibt es nicht allzu viel Licht, da alle Mittel schon für die städtische Festtagsbeleuchtung zum Jahresende ausgegeben wurden, die bereits seit Oktober hängt, und über die man für die regierende Partei Geld aus dem Budget zur Seite schaffen kann. Trotz all dem riesigen leuchtenden Jahrmarktplunder kommt Belgrad aus seinem düsteren November nicht ans Licht. Ich weiß nicht, liebe Federica, was Du zu raten pflegst, wenn jemand aus Deiner Hohen Schule der Diplomatie zu undiplomatischen Mitteln greift?

Wir dürfen allerdings die Hoffnung nicht verlieren, wie schon der französische Politiker und Anarchist Pierre–Joseph Proudhon in einem Brief aus dem fernen Jahr 1860 angemahnt hat, in dem er auf das Wichtigste verwies – auf die Solidarität. Ich bin mir nicht sicher, ob Du, liebe Federica, Deine Schüler darin unterrichtet hast? Vielleicht sollte man darüber mal nachdenken. Uns, den Verrätern, den analphabetischen Künstlern und Journalisten, den heruntergekommenen Karikaturisten, den Satirikern ohne Publikum, den abgeschriebenen Unterhaltern, den Schriftstellern mit niedrigen Auflagen und den Spaßvögeln aus dem Theaterbereich aus Belgrad und Pristina, die von den Schülern Deiner Hohen Schule der Diplomatie ausgemistet wurden wie Möbelstücke aus den Siebzigern, bleibt nichts anderes übrig. „Das ist unser Schicksal“, schrieb Proudhon in seinem Oktoberbrief. „Wir werden das Werk der neuen Epoche nicht erleben. Wir werden im vollständigen Dunkel kämpfen. Wir müssen uns daran gewöhnen, dieses ohne allzu große Traurigkeit zu akzeptieren. Verlassen wir uns aufeinander und rufen wir uns gegenseitig in der Dunkelheit.“

Belgrad, den 27. November 2018
Hochachtungsvoll
Saša Ilić

Aus dem Serbischen übersetzt von
Alida Bremer



Evelyn Schalk

ENTSPRECHEN

„social justice is a matter of life and death.“¹

ich sitze im flieger. weniger als 2 stunden liegen zwischen wien und priština.

noch nie waren die entfernungen so kurz und die distanzen so groß.
das gegenüber existiert nicht mehr. also machen sie uns zu gegnern.

die verbindung kappen
der neoliberalismus hat immer die eine story erzählt. die ungebrochene, die erfolgsgeschichte, die verwertbare, die ein-speisbare. aber vor allem: die einzige. neben, vor, über und nach ihr ist kein platz. für niemand. diese story hat alles gefressen, nichts anderes ist mehr übrig. du und ich existiert nicht. nur ein *oder* bleibt.

„Es ist unmöglich über die einzige Geschichte zu sprechen, ohne über Macht zu sprechen“, so die Autorin Chimamanda Ngozi Adichie. „Es gibt ein Wort, ein Igbo Wort, an das ich immer denke, wenn ich über die Machtstruktur der Welt nachdenke. Es heißt ‚nkali‘. Es ist ein Substantiv, das in etwa übersetzt werden kann als ‚größer sein als ein anderer‘. Wie unsere Wirtschafts- und politischen Welten, definieren sich auch Geschichten durch das Prinzip von nkali. Wie sie erzählt werden, wer sie erzählt, wann sie erzählt werden, wie viele Geschichten erzählt werden, wird wirklich durch Macht bestimmt. Macht ist die Fähigkeit, die Geschichte einer anderen Person nicht nur zu erzählen, sondern sie zur maßgeblichen Geschichte dieser Person zu machen.“

zur geschichte werden, zur story, zum aushängeschild deiner selbst. und nur davon.

ich suche nach den tönen, die mich durch diese straßen und zeilen begleiten und finde sie nicht. wir haben viel zu lange geschwiegen. wir, die nie schweigen wollten. wir, denen das wort die tat war. wir, die im zwischen von du und ich eine welt fanden.

„Die Folge der einzigen Geschichte ist diese: Sie beraubt die Menschen ihrer Würde. Sie erschwert es uns, unsere Gleichheit als Menschen zu erkennen. Sie betont eher unsere Unterschiede als unsere Gemeinsamkeiten.“

sie erzeugt ungleichheit, weist unterschiedliche wertigkeiten zu und macht dieses vergehen zum maßstab, zum paradigma – jener waffe, die über leben und sterben entscheidet. mit diesem „größer als“ wird die basis zur auslöschung geliefert und gelegt – „The danger of the single story“.²
.....

- aus der who–studie: „Closing the gap in a generation“: http://apps.who.int/iris/bitstream/handle/10665/43943/9789241563703_eng.pdf?sequence=1
- https://www.ted.com/talks/chimamanda_adichie_the_danger_of_a_single_story/transcript?language=de

ihre wirksamkeit entfaltet diese story, wie jede andere, aus ihrer anerkennung. ihrer bestätigung, immer und immer wieder, ihres übertragens auf alle und alles, bis in die letzte nische, bis in die verborgensten seelenwinkel.

sie hat sich in die blicke gefressen, die sätze okkupiert, die umarmungen gestohlen. deine und meine.

eine freundin sitzt im bus. mehr als 15 stunden liegen zwischen priština und graz.

sie stellen bedingungen für rechte, auflagen für zugehörigkeit, forderungen für anerkennung.

es sind akte des verweigerns. menschsein definiert durch unterschied und wertigkeit. diese fratzé fällt dir aus dem zerrspiegel entgegen, der das fehlende gegenüber ersetzt hat. grinsend, denn die story ist gut erzählt, geht leicht durch die poren, bis in die tiefsten schichten. die story der unausweichlichkeit. denn es geht ja nicht anders ... denn wie sollen wir bloß... denn wir können doch nicht ... denn es ist ja nur.

der komplett zerbrochene baum, ein rest seiner selbst, der grünt, mitten im asphalt. ich wollte dir das foto so gern zeigen, ein sinnbild dieser stadt, aber dein schweigen macht mich blind. die texte laufen ineinander die töne die bilder deine augen meine blicke bewegung und erinnerung.

zum schweigen bringen

sie haben es geschafft, die kommunikation zu unterbrechen. sie tun alles, die übersetzung zu verunmöglichen. sie haben sich zu herren über die zeit aufgeschwungen und über die entfernungen, haben sich in die sprache gegraben, die reden gekrallt, sich eingenistet in den worten auf unseren zungen und sie voneinander getrennt. vereinzelt. so sind sie leicht zu schlagen, in den bann zu schlagen, zu verwerten, zu entwerten, zu verbrauchen, abzunutzen, zu entsorgen, zu zertreten, zu toxifizieren und gegen uns zu wenden, fadenkreuz im zielfernrohr.

er sitzt im flugzeug neben mir, er hat 19 stunden zwischenstopp in wien ohne da sein zu dürfen, festgehalten im nirgendwo zwei schritte hinter schengen. er wird also doch in priština geblieben sein in diesen 19 stunden ein leben lang.

sie ziehen die grenzen wieder hoch, ziehen sie durch – die geographien der kontinente und die mitten der herzen. so verunmöglichen sie die solidarität eines kollektiven wir, das bei zwei menschen beginnt. so bleibt nur noch du gegen ich. aber vor allem ich. nur mehr dieses ich, das zählt und gezählt wird. das ein preisschild trägt. gut sichtbar vor sich her. kaum ahnend, dass darauf nichtmal mehr eine zahl steht, sondern nur leben. oder leere. die mit visabeschränkungen beginnt und bei stacheldrähten und schießbefehlen noch nicht zu ende ist. sie führen wieder listen für die, die schon da sind, und lassen all jene namenlos, die nie ankommen durften.

so wird die entmenschlichung manifest, wird sichtbar in den tabellen der zu verfolgenden, in den leichen im wasser vor den küsten, in den lagern zwischen den städten und vor jeder haustür. sie sind da. wie können sie ungesehen bleiben? sie bleiben es nicht. aber sie bleiben ungefühlt. die herzen müssten springen, die wut kochen, die verzweiflung schreien, die schritte auf den straßen hallen, die gegen diese barbarei anrennen. aber es ist still. es ist unheimlich still, seit langem. ich frage mich, ob das schweigen damals auch so ohrenbetäubend war.

wir haben uns die sprache entwenden und das fühlen narkotisieren lassen. wir haben menschsein preisgegeben für bezifferbare kurvenverläufe, boxspringbetten und multipel versperrbare türschlösser.

„Ein Europa, das schützt“, so das motto der österreichischen eu-präsidentenschaft. schutz für die besitzenden, die anderen bringt es um. so einfach ist die formel und so alt. und so neu und unverborgen und unverstellt und unwidersprochen und funkelnd angesichts der klaviatur roter knöpfe, auf denen das wunderkind des neuen alten faschismus seinen monströsen takt klimpert. und alle lauschen und imitieren die tonfolgen. der rest ist die nische, die nicht mehr existiert. verschwunden, zugeschüttet, ausgedörrt, wirkungslos geworden angesichts der großen einzigen erzählung ohne gegenüber, totalitär.

auch uns haben sie zum schweigen gebracht. dich und mich. haben die verbindung gekappt zwischen den städten, die doch so gut vernetzt sind. aber eben nur vernetzt und nicht verbunden. das schaffen kein fiberglas und keine highspeed-sendemasten im hochleistungsmodus. das schaffen nur ein du und ein ich, die einander berühren.

wie lang ich diesen text schon weiterschreibe, längst bin ich wieder weg, doch ich bin immer dort geblieben, dieses dort ist mein hier. wegen des unfertigen, und weil einer über die grenzen ging, auf mich zu.

straßen und brücken verbreitern und absichern, wege schaffen statt routen schließen. für ungehinderte bewegung. für freie fahrt. für schweres kriegsgerät. „robuste militärische Logistik“, so nennt und fordert es ein aktueller nato-bericht. die sorge: „Brücken könnten unter der Last schwerer Kampfpanzer zusammenbrechen, Unterführungen seien zu niedrig für schweres Gerät [...] Zudem könnten bürokratische Hürden den schnellen Transport von Gefahrgütern erschweren.“³

ich blicke auf die stümpfe der morandi brücke. hier sind keine panzer in die tiefe gekracht, ich stehe am hafen von lampedusa, hier ist kein kriegsgerät versunken, ich durchquere die lagergänge von lesbos, hier sind keine soldaten gestrandet. nur menschen auf der flucht vor ihnen.

die bürokratischen hürden zu ihrem schutz in diesem so sicheren europa waren noch nie so hoch und die wartezeiten, fehlentscheidungen, blockaden kosten tag für tag menschenleben. panzer sind keine zu schaden gekommen.

man müsse künftig in der lage sein, „mehrere Operationen gleichzeitig bis zum maximalen ‚Level of Ambition‘ durchzuführen“, so die nato. kalter krieg ganz heiß. rote knöpfe, schrille töne, dichte grenzen, freie bahn. für.

ambitionen für seebrücken und sichere fluchtrouten existieren nicht. wege über wenige kilometer sind lebensgefährlich. und manchmal stürzt eine brücke ein, die seit jahren hätte renoviert werden müssen, wofür das geld fehlte, weil darum panzer gebaut wurden.

für den österreichischen bundeskanzler kurz ist das routenschließen programm. die balkanroute hat er dichtgemacht, jetzt ist die mittelmeeerroute dran. aber lager im kosovo und in albanien würde er sehr befürworten.

seit 8 monaten wartet die kollegin auf die mögliche möglichkeit, sich auf den weg zu machen von priština nach berlin. später werden sie ihr sagen, die zeit sei abgelaufen.

der österreichische bundeskanzler produziert die unausweichlichkeit jener „hässlichen Bilder“, die er schon als außenminister angekündigt hatte, seine self-fulfilling prophecy, und konstruierte ein „wir“, das sich „daran gewöhnen“ müsse. das ist ihm gelungen. kurz folglich im september 2018: „Vieles von dem, was ich heute sage, ist vor drei Jahren noch massiv kritisiert und als rechtsradikal abgetan worden, das hat sich geändert.“⁴ rechtsradikal ist es noch immer, und noch mehr das schweigen, das diese manifestation begleitet, bestätigt, verankert.

das europa, das schützt, bedeutet vertreibung und tod. doch es stirbt selbst an seinen eigenen grenzen. und das wir stirbt mit, wo brücken panzer tragen und menschen in den abgrund stürzen. zurück bleibt ein du auf der einen und ein ich auf der anderen seite, fixiert auf die überragenden brückienstümpfe und die leere der mitte.

statt den blick zu heben und einander in die augen zu sehen.

mehr als 1 jahr der versuche und deren scheitern liegen für die gruppe zwischen priština und bukareszt, zwischen europa und europa. die logos österreichischer banken säumen die straßen beider städte.

jenseits von denken und lieben

mit der sprache haben sie uns das denken genommen und das fühlen betäubt. sie haben uns angst gemacht vor der emotion, vor der empathie, vor dem unvernünftigen, nicht bezifferbaren, nicht zweckgerichteten gefühl. vor der liebe.

6 stunden liegen zwischen belgrad und priština oder 6 jahre manchmal ist ein leben zu wenig oder sind ein paar versäumte minuten zu viel

wir setzen nichts mehr aufs spiel. wir riskieren bloß, alles zu verlieren. denn sie haben den tisch übernommen und ihre regeln geschrieben und wir halten uns daran oder scheiden freiwillig aus und überlassen ihnen den pot mit unserem einsatz. unseren leben.

die normalisierung

und in einem alpendorf sitzen zwei präsidenten und spielen mit grenzlinien monopoly⁵

österreich bereitet den boden spannt den schirm schließt die routen verschiebt die grenzen des erträglichen des tragbaren des akzeptierbaren des lebbaren und immer noch eins mehr und noch ein stück grausamer und noch einen schritt weiter zur normalisierung.

„A child born in a Glasgow suburb can expect a life 28 years shorter than another living only 13 kilometers away. In Sweden, the risk of a woman dying during pregnancy and childbirth is 1 in 17,400; in Afghanistan, the odds are 1 in 8.“⁶ mehr als 10 jahre unterscheiden sich die erwartungen des lebbaren, mehr als 10 jahre trennen wien und priština, zeit, erwartung, leben. sieben jahre trennen wien von wien. österreich arbeitet fleißig daran, die distanzen zu vergrößern.

ich suche nach dem schredder im rahmen, der das millionenbild in feine streifen transformiert, den ballon losschneidet von der zum gruß gereckten hand des mädchens.⁷

und in einem alpendorf sitzen zwei präsidenten und trennen auf, was mühsam wächst, und behaupten zu einen, was zusammen gehöre. ihnen gehört mehr als allen, die sie verspielen. und ein dritter nickt wohlwollend dazu, wie es sich gehört. der auslöser klickt.

wir starren noch immer auf das bild oder wechseln den kanal, blenden aus, tauchen durch, hoffen auf ein danach im wissen was kommen kann ohne vorstellung davon. denn auch die erinnerung haben sie längst eliminiert, überformt, ihre präsenz umzäunt. du weißt, ich weiß. warum marginalisieren wir unsere worte?

„border corrections“ – was wird da korrigiert? ein ergebnis langwieriger verhandlungen, das mit einem handschlag vom tisch der geschichte gewischt wird? ein frieden, der schon zu wenig profitabel geworden ist? eine fragile stabilität, die sich bereits zu sehr manifestiert hat?

wie korrigiert man grenzen? schon wird allorts über den wiederaufbau von syrien spekuliert. oder damit. profitieren werden all jene grenzenlos, auf deren konten bereits die waffenlieferungen an die diversen seiten des krieges gehen, ebenso wie die grenzbauten gegen die, die vor denselben waffen fliehen. sie sind es, die den preis bezahlen. ihre leben. auf den geschlossenen routen durch geschlossene systeme in durchlöcherten sicherungsnetzen, die statt mittellkürzung und panzerabwehr mal sozialstaat und genfer konvention hießen.

er sitzt im flieger. weniger als 2 stunden liegen zwischen wien und priština. weniger als 10 stunden zwischen wien und kabul. weniger als 3 stunden zwischen wien und thessaloniki. jedes mal mehr als ein leben.

es sind seine ränder, denen europa seinen bestand verdankt, nicht seine grenzen. du und ich, wir stehen mitten davor.

österreich verwandelte den kontinent in tatkräftigen allianzen schon ein-, zweimal in ein inferno. das konsumieren des friedens hat ihn anfällig gemacht für den einbruch des krieges, ein kniefall, der in der hochzeit der kontoinhaber zelebriert wird. die rechnung begleichen alle anderen.⁸ und niemand schließt diese route.

„Ich kann euch immer wieder nur einprägen: Haltet durch, traget ein Scherflein bei, werbet für die Kriegsanzleihe, sammelt Metalle, suchet euer Gold hervor, das ungenützt in der Truhe liegt!“ fordert der lehrer in „Die letzten Tage der Menschheit“ seine schüler auf. längst pokern wieder alle damit und der atx steigt steil nach oben, wenn im alpendorf die präsidenten ihre hand schlag kraft als signal übern deich demonstrieren.

das alpendorf ist unzählige stunden, kilometer und lebensjahre entfernt.

-
- 6 who-bericht, a.a.O.
- 7 das bild „Girl with Balloon“ des streetart-künstlers banksy schredderte sich – wohl mittels im bilderrahmen eingebauter mechanik – nach seiner versteigerung bei sotheby’s selbst. es hatte einen preis von 1,04 millionen pfund erzielt. https://www.handelsblatt.com/arts_und_style/kunstmarkt/kunstmarkt-banksys-preise-steigen-nach-der-schredder-aktion/23168896.html?ticket=ST-9918041-v1FbaDgx3wAaPFKudoiU-ap6
- 8 fpö-außenministerin karin kneissl hatte wladimir putin zu gast auf ihrer hochzeit im august 2018 in der südsteiermark. den gemeinsamen tanz beendete sie mit einem tiefen hofknicks. die sicherheitsmaßnahmen kosteten 222.750 euro aus der staatskasse. <https://kurier.at/politik/ausland/kneissl-ein-knicks-und-kein-kniefall/400099916>

150 von 17.311,50 euro beträgt diese distanz unten im tal.⁹

sie haben uns daran gewöhnt. die normalität des schreckens. wir haben akzeptiert, dass wir beweise für unsere akzeptanz erbringen müssen, immer und überall. pässe. visa. stempel. listen. fingerabdrücke. bodyscans. krankenkarten. reisebegründungen. versicherungspolizzen. einkommensnachweise. steuererklärungen (nur wenn wir wenig genug verdienen, um all das zu verdienen; sonst geht's auch ohne). standortortungen. einwilligungserklärungen. unbedenklichkeitsbescheinigungen. gesundheitsbestätigungen. identitätsnachweise. herkunftsnachweise. altersnachweise. nachweise der sexuellen orientierung. begründung der verfolgung. belege des risikos. beweise der gefahr. ein schuss. eine welle. ein schlag. der fall. name. nummer. nichts. was bleibt.

von dir. von mir.
nur die bewegung zueinander.



.....

⁹ fpö-sozialministerin beate hartinger-klein ist der meinung, 150 euro pro monat reichen in österreich zum leben. sie verdient monatlich 17.311,50 euro. <https://kontrast.at/hartinger-klein-150-euro/>

Jan Škrob

EIN ZUSAMMENHÄNGENDER WALDSTREIFEN

ich bin noch irgendwo weit weg doch
meine hand ist fest
unter der zunge der sand aus dem süden wie wir
bis hierher gelangten auf rappen
zeichnen wir eine neue route ein die
alten sind zerstört
schon seit jahren dass wir leben sieht man weil
wir atemmasken tragen hier ist es so
besser auch was für die augen zu haben und auf dieser welt
sollen wir kinder kriegten wollen und leben
von dem was bleibt es gab hier einen zusammenhängenden
waldstreifen ich bin noch irgendwo
weit weg wir haben die gleichen mäntel brauchen
die gleichen dinge vor gleichen dingen
haben wir angst hier
ist es so nachts machen wir halt
am steilhang wein habe ich auch ein stück
brot noch ein mensch mit tätowiertem gesicht
singt ein altes lied vom sieg des lebens über den tod
der wein schmeckt nach eisen

es gab hier einen zusammenhängenden waldstreifen

gleichheit ist ein fester bestandteil
der zeremonie damit die eucharistie wirklich
heilig wird muss der kreis
offen sein und jeder dessen herz
schlägt muss die möglichkeit haben
hineinzutreten

da oben wo noch lärchen sind habe ich
die sicherheitskamera zerstört
sie wie eine muschelschale geöffnet
mit einem messer wie wir bis hierher gelangten
es in die eigenen
hände nahmen schnitte und synthesen
eine codierungstabelle habe ich
der wein schmeckt nach eisen hier
ist es so

Aus dem Tschechischen übersetzt von
Martina Lisa

Jeton Neziraj

EINE LEICHE IN ROCCALUMERA

[IN diesem kurzen Stück erzählt uns Gott die Geschichte einer Katze, die es nicht schafft, Roccalumera für immer zu verlassen.]

[DIE Zahl der Schauspieler, Götter und Tiere ist nicht begrenzt.]

SZENE 1

*ICH bin Gott. Die Geschichte, die Sie hören werden, habe ich erschaffen.

SZENE 2

*Zweite Szene.
AM frühen Morgen.
ZU hören sind Möwenschreie.
IN der Ferne, weit, weit weg auf dem Meer, ist ein fahrendes Schiff zu sehen.
IM kleinen Hafen der Stadt bringen ein Mann und eine Frau ein großes Transparent an, auf dem auf Arabisch und Englisch steht:

„NAHN nuhibu almalajia. Min fadlik tawaquf huna.“

„WE love refugees. Please stop here.“

SZENE 3

FRAU: Warum legen sie hier nicht an? Vielleicht legen sie nie an! Das ist so traurig!

MANN: Aber es kommt doch nie jemand nach Roccalumera, warum sollten dann Flüchtlinge kommen?

FRAU: Weil sie Flüchtlinge sind und Obdach brauchen und Roccalumera kann ihnen Obdach und auch alles andere bieten, was sie brauchen.

MANN: Roccalumera ist keine schöne Stadt, das müssen wir zu geben, sie ist nicht so schön wie, sagen wir, Lampedusa, Pozzallo, Augusta oder Trapani ...

FRAU: Roccalumera ist eine triste Stadt. Selbst von den Flüchtlingen wird sie ignoriert.

MANN: Gestern habe ich gehört, dass nach Pozzallo weitere 2.000 syrische Flüchtlinge gekommen sind. Haben die Lumpen ein Glück. Ihr Pozzallo blüht. Die EU wird ihnen wieder Geld und Hilfsgüter schicken. Es wird erzählt, dass jeder Einwohner von Pozzallo und Lampedusa 10.000 Euro Unterstützung von der EU bekommen hat.

FRAU: Selbst der liebe Gott hat Roccalumera vergessen. Es gibt keinen IKEA, keinen McDonald's, nicht einmal einen Supermarkt. Warum gibt es hier keinen Polizeiposten?

MANN: Weil hier nichts passiert und die Anwesenheit der Polizei überflüssig ist. Der einzige Mord, über den wir seit über zweitausend Jahre reden, ist der an Christus.

FRAU: Trostlosigkeit, Trübsal und Langeweile in Roccalumera.

SZENE 4

*IN der vierten Szene ...

STIMME EINER FRAU: [schreit] AAAAAAAAA ...!

*WAS schreist du da? Du bist noch nicht dran.
ALSO, noch einmal: in der vierten Szene schreit keine Frau. In der vierten Szene gibt der einzige Arzt in Roccalumera eine alarmierende Zahl bekannt:

DER EINZIGE ARZT IN ROCCALUMERA: Aufgrund des Fehlens von Flüchtlingen steigt die Zahl der Depressiven in Roccalumera mit alarmierender Geschwindigkeit. Nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere werden depressiv. Die Impotenz bei den Männern hat zugenommen, aber auch bei den Frauen. Die Bewohner werden immer dicker und dümmer. Wenn sich das nicht ändert, ist es aus mit Roccalumera und die Stadt stirbt.

SZENE 5

*IN der fünften Szene verlässt die Katze Sonno Roccalumera, und zwar für immer ...

SZENE 6

*IN der sechsten Szene passiert nichts Wichtiges außer dem Schrei einer Frau, der vom Balkon im zweiten Stock das Stofftaschentuch runterfällt.

FRAU: Aaaaaaaahhhhh, mein Taschentuch!

SZENE 7

*IN der siebten Szene weckt die Frau ihren Mann:

FRAU: Wach auf, sie sind gekommen.

MANN: Wer?

FRAU: Die Flüchtlinge. Sie sind mit einem großen Schiff gekommen und haben in Roccalumera angelegt. Es sind viele, Hunderttausende ...! Oh, wir werden wieder glücklich, wir werden wieder reich. Roccalumera wird wieder blühen wie früher, als hier die besten Zitronen der Welt wuchsen.

MANN: Schlaf weiter, verflüxt, das hast du nur geträumt. Es gibt kein Schiff, es gibt keine Flüchtlinge. Niemand kommt nach Roccalumera.

SZENE 8

MANN: Ich werde nie wieder Sex haben. Diese Stadt ist scheusslich.

SZENE 9

*IN Szene 9 geschieht etwas Sonderbares Etwas sehr Sonderbares. Weit, ganz weit draußen auf dem Meer, taucht ein schwarzer Punkt auf, der einem Menschenkopf gleicht!

SZENE 10

*UND dann geschieht am nächsten Tag etwas, das noch viel sonderbarer ist. Es geschieht etwas, womit niemand gerechnet hat. Es ist ein stiller Morgen nach einer Nacht mit stürmischer See. Die Sonne geht gerade auf. Eine Frauenstimme ist zu hören, eine Art verzweifelter, schriller Schrei ...

FRAU: [schreit] AAAAAA ...!

*SCHREI lauter, du bist nicht zu hören!

FRAU: [schreit] AAAAAA ...! Eine Leiche, eine Leiche am Strand von Roccalumera. Eine männliche Leiche!

SZENE 11

MANN: Wenigstens eine Leiche ist nach Roccalumera gekommen! Ob das ein syrischer Flüchtling ist?

FRAU: Glaub ich nicht.

MANN: Wir sollten die Dinge optimistischer sehen. Warum können wir ihn nicht für einen Flüchtling halten?

FRAU: Wir können, aber der hier scheint Italiener zu sein.

MANN: Ich habe eine Idee. Ruf den Schneider.

DER EINZIGE SCHNEIDER VON ROCCALUMERA: Ich nehme der Leiche Maß, den Brustumfang, den Bauchumfang, die Länge, die Arme ... und schneidere ihr eine schöne Burka.

SZENE 12

PRESSEMITTEILUNG: Heute kam in Roccalumera die erste syrische Flüchtlingsfrau an. Durch die Traumata des Krieges hat sie die Sprache verloren. Sie trägt eine Burka und trotz all unserer Bitten weigert sie sich, sie abzulegen. Sie wollte sie selbst bei der ärztlichen Untersuchung nicht ablegen. Wer weiß, was die Arme durchgemacht hat. Wir haben nichts gesehen, aber wir nehmen an, dass ihr Körper blutige Spuren von Gewalt trägt und durchsiebt ist von Schüssen und Steinwürfen der barbarischen Soldaten von Bashar Al Assad. Das alles vermuten wir allerdings nur, weil, wie bereits gesagt, sie eine Burka trägt, die sie keinen Augenblick lang ablegt. Wir bitten die humanitären Organisationen, die EU und die Menschen guten Willens, Hilfsgüter nach Roccalumera zu schicken, um die Flüchtlingswelle zu bewältigen, die in Kürze erwartet wird. Vor allem benötigen wir Geld. Wo es einen Flüchtling gibt, da gibt es bald viele Flüchtlinge. Ein Flüchtling zieht weitere Hunderte und Tausende Flüchtlinge nach sich. Endlich hat sich Roccalumera der zivilisierten Welt angeschlossen, um syrische, afrikanische, albanische und andere notleidende

Flüchtlinge aufzunehmen.
In der Anlage zu dieser Pressemitteilung befindet sich ein Foto der schwergeprüften syrischen Flüchtlingsfrau.

SZENE 13

**Die Nachricht verbreitet sich. In der Zwischenzeit sind in Roccalumera die ersten Hilfsgüter von der EU angekommen, unter anderem:*
– 3.000 Kondome;
– 5.000 m hochqualitativer schwarzer Stoff und die komplette Ausstattung für eine Fabrik zur Herstellung von Burkas;
– 1.000 Tonnen Datteln aus Saudi–Arabien;
– 10.000 Kilogramm Halal–Fleisch;
– 20.000 Decken mit dem Symbol des Roten Kreuzes;
– 35.000 Rettungswesten;
– 45 Millionen Euro, die die Bewohner von Roccalumera für den Kauf von Seife, Shampoo und Toilettenpapier verwenden können.

PRESSEMITTEILUNG DER EU: Die EU wird Roccalumera kontinuierlich unterstützen. Seine Großherzigkeit bei der Aufnahme von Flüchtlingen hat uns berührt. Angela Merkel vergoss eine Träne, als sie hörte, dass die erste Flüchtlingsfrau in Roccalumera ankam, und der italienische Präsident Sergio Mattarella beendete seinen Urlaub vorzeitig um 30 Minuten und trank ein Glas Whisky als Zeichen seiner Solidarität mit den Bewohnern von Roccalumera.

SZENE 14

**IN Szene 14 verändert sich das bisherige Aussehen von Roccalumera. Alle Bewohner sehen glücklich aus. Selbst der Himmel über Roccalumera hat sich etwas aufgeheitert.*

SZENE 15

**DIE traurige Katze Sonno, die in der fünften Szene Roccalumera verlassen hat, kehrt zurück. Wunder geschehen. Und das allein schon wegen einer einzigen Flüchtlingsfrau. Oder, um genauer zu sein, allein schon wegen einer unbekannten männlichen Leiche.*

SZENE 16

**IN Szene 16 stellt sich ein Mann ans Fenster seiner Wohnung und schreit glücklich:*

MANN: Hey, nach fünf Jahren hatte ich zum ersten Mal wieder eine Erektion!

SZENE 28

**DIE Szene 28 ist identisch mit der ersten Szene. Es passiert nichts, aber auch rein gar nichts.*

SZENE 29

**DIE verschleierte Leiche des unbekannten Mannes beginnt zu stinken. Die ganze Stadt riecht nach Tod.*

MANN: Was machen wir jetzt mit ihm?

FRAU: Wir werfen ihn wieder ins Meer!

MANN: Eine gute Idee.

SZENE 30

**DIE Leiche, die die Bewohner von Roccalumera gestern Abend ins Meer geworfen haben, ist heute früh nach Roccalumera zurückgekehrt. Aber ohne Kopf. Nur der Körper.*

MANN: Da ist er ja schon wieder!

FRAU: Und was machen wir jetzt mit ihm?

MANN: Keine Ahnung. Lassen wir ihn liegen, vielleicht holt ihn das Meer wieder und dann ist er weg.

SZENE 35

**IN Szene 35 kommt ein wild aussehender Mann nach Roccalumera. Er geht zu der Leiche am Strand und stimmt eine Totenklage an.*

MANN AUS PIANA DEGLI ALBANESI: Giuseppe, Bruder, was haben sie dir angetan? Sie haben dir den Kopf abgeschlagen. Sie haben dich verstümmelt, sie haben dich entehrt und dir eine *Burka* angelegt. Giuseppe, haben diese Elenden denn nicht gewusst, wen sie da vor sich haben? Haben sie gewusst, dass du aus Piana degli Albanesi kommst? Sie haben es nicht gewusst, denn wenn sie es gewusst hätten, hätten sie es nicht gewagt, dich zu töten und deinen Körper so zu beschmutzen. Oh, Giuseppe, ich schwöre dir, dass du gerächt wirst. Diese Stadt



wird es teuer bezahlen.

SZENE 36

**JEMAND wirft die alte Martina aus ihrer Wohnung im dritten Stock. Als sie unten aufschlägt, stößt sie einen leisen Schrei aus:*

DIE ALTE MARTINA: Ahhhh!

**AM Kopf der alten Martina bildet sich ein Blutrinnsal. In ihrem Mund steckt ein Zettel, auf dem steht:*

„FÜR unseren barbarisch ermordeten Giuseppe.“

SZENE 40

**Absichtlicher Wechsel von Szene 36 in Szene 40. In dieser Szene spricht der Mann aus Piana degli Albanesi zu den Bewohnern der Stadt.*

MANN AUS PIANA DEGLI ALBANESI: Ihr werdet alle dran glauben müssen, alle. Entweder ihr gesteht, wer unseren Bruder Giuseppe getötet hat, oder ihr seid alle dran, wie die alte Martina.

SZENE 41

**Roccalumera lebt in Angst. Die Männer, die aus Piana degli Albanesi gekommen sind, verprügeln alle Bewohner. Sie ermorden zwölf Greise und Greisinnen und den einzigen Feuerwehrmann der Stadt, sie schlagen einen Hund tot, vergewaltigen 30 Fische und einen Wal. Sie stecken 78 Wohnungen in Brand, 13 Bewohnern entfernen sie die Nieren, 3 Greisinnen reißen sie die Knöpfe von den Kleidern ab und so weiter und so fort ...*

SZENE 42

**Die Katze Sonno, die in Szene 15 zurückgekehrt ist, verlässt Roccalumera erneut und schwört, nie wieder zurückzukommen.*

SZENE 43

**Und hier passiert eine große dramaturgische Wende nach der Art eines Deus ex machina. Es stellt sich heraus, dass Giuseppe, den seine Familie aus Piana degli Albanesi für tot gehalten hat, lebt.*

MANN AUS PIANA DEGLI ALBANESI: Wir haben uns wohl geirrt. Unser Bruder Giuseppe, den wir für tot gehalten haben, lebt und ist wohlauf. Wir bitten euch für den euch zugefügten Schaden um Entschuldigung. Als Zeichen unserer Reue und mit der Bitte um Entschuldigung schenken wir euch die Werkzeuge, mit denen wir euch gefoltert haben:
- Zwei Rasiermesser,
- Einen Hammer,

- Zwei Stacheldrähte,
- Einen Revolver,
- Eine Zange.

Wir schlagen euch vor, in Roccalumera ein Museum zu eröffnen und diese Folterwerkzeuge dort als Zeichen unserer ewigen Freundschaft aufzubewahren Adé, ihr geduldigen Bewohner von Roccalumera. Wir werden eure Geduld und Tapferkeit in Erinnerung behalten.

SZENE 44

**EINE weitere große dramaturgische Wende. EIN Schiff mit Flüchtlingen an Bord nähert sich Roccalumera. Die Stadt schließt die Tore, im Hafen werden die Lichter gelöscht.*

FLÜCHTLING: Hey, ihr guten Menschen, macht die Tore auf, nehmt uns auf. Wir sind Flüchtlinge aus Syrien. Unsere Stadt wurde in Brand gesteckt und unsere Familien wurden massakriert. Nehmt uns in eurer Stadt auf, ihr guten Menschen von Roccalumera. Die Kunde von eurer Gastfreundschaft ist bis zu uns gedrungen.

**DAS Schiff bleibt 12 Stunden im Hafen und fährt dann in der Überzeugung, dass die Stadt Roccalumera nicht mehr bewohnt ist, weiter Richtung Pozzallo.*

SZENE 45

**Die Katze Sonno aus Szene 42, die bei ihrem Weggang von Roccalumera geschworen hat, nie mehr zurückzukehren, kommt in der letzten Szene 45 wieder zurück ...*

KATZE: Wir Katzen von Roccalumera sind mit Roccalumera sehr verbunden. Wir gehen weg, aber nie für immer ...

ENDE.

*Aus dem Albanischen übersetzt von
Zuzana Finger*

Bettina Wilpert

SCHEIBEN

Ich muss hier raus; muss weg von dieser Insel, die sich anfühlt als hätte es Kopernikus nie gegeben, eine Scheibe, an deren Rand – den Klippen, die aussehen wie abgerissene Puzzleteile – man ins Meer fallen wird, tut man einen Schritt zu viel.

Die grüne Grenze ist dicht, sonst wäre ich wie früher, vor ein paar Jahren, darüber gelaufen. Die Büsche und Gräser auf beiden Seiten der Grenze sehen gleich aus, nur die Ortsschilder sind nicht mehr grau, sondern blau, die Geschwindigkeitsangaben höher, ich kann mir noch immer nicht merken, wie die Umrechnung funktioniert, und die Währung, natürlich, ist eine andere. Wahrscheinlich wäre ich nicht gelaufen, ich wäre mit dem Bus oder Zug gefahren, drüben ausgestiegen und zum nächsten Arzt gegangen, dessen Adresse ich mir vorher notiert hätte.

Jahr um Jahr haben sie die Mauer höher gebaut, zuerst war es nur ein Zaun, ein bisschen Holz, dann Draht, Stacheldraht, schließlich Beton. Anfangs konnten wir, wenn wir erhöht standen, über sie blicken, uns vergewissern, dass die Landschaft die gleiche war. Jeden Tag versuchen Leute die Mauer zu überwinden, die wenigsten schaffen es. Sie wohnen in Zelten, unauffällig lungern sie davor, an manchen Tagen rotten sie sich zusammen – ich frage mich, ob es organisiert oder spontan passiert – und laufen auf die Mauer zu, versuchen sie zu erstürmen, manchmal wird von den Türmen scharf geschossen. Einmal soll einer es geschafft haben, soll auf der Mauer gesessen und wie besessen gelacht haben, hat sich fallen gelassen oder ist gesprungen; ist ungünstig gelandet, habe ich gehört.

Zuerst fiel J mir nicht auf, er hatte eine komische Frisur, die Haare hinten länger als vorne, wer lief heute noch so herum, und er trug immer denselben Pulli; aber er stank nicht. Ich wusste nichts über ihn, nicht einmal Banales, seinen Beruf, sein Alter, wo er wohnte. Ich träumte von ihm, wir küssten uns, und zwei Tage später schliefen wir im Traum miteinander. Als ich aufwachte nur der Gedanke: Ich muss ihn kennenlernen; schrieb ihm.

Nie ging es so schnell bei mir, vielleicht weil ich nichts zu verlieren hatte, nur B durfte nichts herausfinden, wir hatten keine offene Beziehung. Selten habe ich jemanden so begehrt wie J, ich konnte mich in seiner Nähe nicht konzentrieren, dachte gleichzeitig wie wahnsinnig an ihn und an mich, wie sah ich aus, wie saß ich da, was dachte er über mich, hatte er mich nur zufällig angelächelt, was bedeutete seine Nachricht, las ich zu viel in sie hinein?

Wir gingen ins Kino, zu ihm, endlich konnte ich ihn küssen, konnte der Anspannung nachgeben, ihn überall anfassen; wie er mich am Nacken berührte, meine Pobacken griff, mich hoch und runter hob. Kurz war ich oben, fand nicht den richtigen Rhythmus, wir änderten die Stellung, es dauerte lange, ich konnte nicht mehr und er fragte, ob ich nicht mehr könne, ich sagte „doch“.

Ich hasse das Gefühl, wenn das Sperma aus der Vagina fließt; das hätte eh nicht passieren dürfen.

Anfangs dachte ich nur daran, ob B es herausfinden würde, ob einer unserer gemeinsamen Freunde etwas gemerkt hatte, es ihm sagen würde. Wer hatte mich und J zusammen hochgehen sehen?

Ich konnte nicht schwanger sein, dachte ich, es war kurz nach meiner Menstruation passiert, rein rechnerisch nicht möglich. Ich recherchierte frühe Anzeichen einer Schwangerschaft, ein Ziehen im Bauch kann darauf hindeuten; ja, das spürte ich, aber ein Ziehen kann auch Eisprung bedeuten oder einfach nur ein Ziehen.

Es war der Tag nach dem Referendum. Wir wollten nicht noch einmal wählen, das letzte war bald fünf Jahre her, damals hatten wir für das Recht auf Abtreibung gestimmt. Es hatte mehr als ein Jahr gedauert, bis es die Infrastruktur gab, die Technik, die Ärztinnen, die sie durchführten.

Ich nahm die Prognosen nicht ernst. Letztes Mal hatten 70 Prozent Ja gewählt, wie konnten wir jetzt verlieren.

Als ich die Nachricht auf meinem Handy las, dachte ich nicht an mich. Dachte nicht, dass es Konsequenzen für mich haben würde. Ich musste abends arbeiten, hatte keine Zeit gehabt mich

mit den anderen zu treffen und gemeinsam auf die Ergebnisse zu warten. B schrieb mir, ich dachte, ich hätte mich verlesen. Tagelang war uns übel.

Wäre MH nicht verschwunden, zwei Tage vorher, wäre das Referendum vielleicht anders ausgegangen, der große Schriftsteller dieses Landes plötzlich weg. Natürlich befeuerte das Verschwörungstheorien. Hatte er sich umgebracht, war er ermordet worden, hatten die Rechten ihn entführt, um Stimmung zu machen?

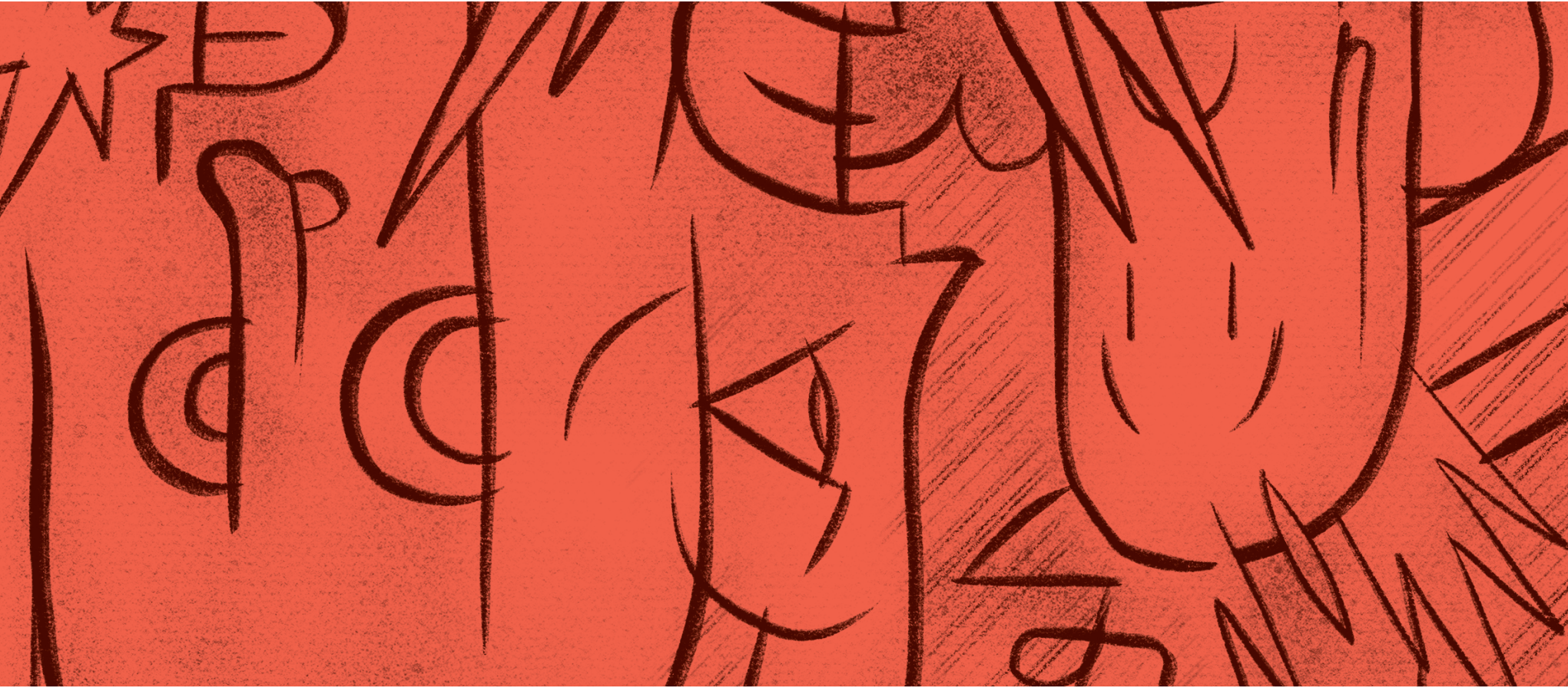
Ständig diese Abstimmungen, ich wählte immer, keine hatte wirklich mit mir und meinem Leben zu tun, ich bin nicht homosexuell, kein Flüchtling, verdiene mehr als den Mindestlohn. Jetzt betraf es mich, ich starrte auf den Schwangerschaftstest, diese beiden Striche, und ging in eine Apotheke, um mir einen zweiten zu kaufen – der Test aus der Drogerie war vielleicht zu billig, nicht verlässlich genug. Aber auch dieser und weitere Tests zeigten das gleiche an, und ich hörte auf, Kaffee und Alkohol zu trinken, als Vorsichtsmaßnahme, ich wollte das Kind nicht behalten, konnte es nicht, B durfte es nicht erfahren und J hatte ich nach diesem einen Mal nicht mehr getroffen, nur einmal beim Bäcker begrüßt.

Ich könnte sagen, es sei Bs Kind; B und J haben beide braune Augen, wem würde es schon auffallen; wenn das Kind handwerklich begabt werden würde, was weder B noch ich sind, könnte ich sagen, das hätte es in der Schule gelernt. B wollte Kinder, ich auch, nur nicht jetzt, noch ein paar Jahre warten, noch ein paar Jahre meinen Körper für mich haben.

Am liebsten war mir diese Vorstellung: Das Kind zu dritt aufziehen. Zwei Väter, für mich wäre es ideal, drei Personen, die das Kind lieben würden, die sich die Arbeit aufteilen könnten. Wir müssten nicht zusammenwohnen, vielleicht in der Nähe, ein paar Straßen voneinander entfernt. Ich wurde ganz aufgeregt und freute mich bei dieser Vorstellung, wenn ich abends im Bett neben B lag und nicht einschlafen konnte – natürlich wusste ich, dass es Wunschdenken war. Ich konnte das Kind nicht behalten, B und J würden niemals miteinander auskommen, mir war immer schlecht.

Es war nicht möglich über die Grenze in den Süden zu fahren, wo Abtreibungen noch erlaubt waren. Auch auf der Nachbarinsel waren sie verboten.

Ich hörte von Parallelstrukturen, hörte von Briefen, richtigen Briefen, die geschrieben wurden, weil es online nicht mehr sicher war, hörte von der Flüsterpost, die Nachrichten innerhalb von zwei Tagen von einer Stadt in die nächste brachte; ich hörte von einem Schwarzmarkt, auf dem Abtreibungsspillen verkauft wurden, hörte von einem Schiff, das drei Mal im Jahr in G anlegte, und auf dem Abtreibungen illegal durchgeführt würden. Ich fragte M, sie war schon immer radikaler gewesen als ich, sie schaute mich an, schüttelte gestresst den Kopf, ich solle keine Fragen stellen, nicht, wenn das Handy neben uns lag. Wie konnte ich Teil dieser Strukturen werden? Gab es sie wirklich? Ich lag im Bett, presste meine Handrücken auf meinen Bauch, stand an der Treppe, versuchte mich fallen zu lassen, wie im Film, als würde es funktionieren.



WAS IST BETON INTERNATIONAL?

Beton International ist eine Sonderbeilage der Tageszeitung (taz), die von Alida Bremer und Saša Ilić herausgegeben wird und die in diesem Jahr zum dritten Mal zur Leipziger Buchmesse erscheint (2014, 2015, 2019); vor 2014 hat es einige Samisdat-Ausgaben gegeben. Zur Frankfurter Buchmesse 2015 erschien Beton International außerdem als eine Sonderbeilage der Frankfurter Rundschau. Zusätzlich erscheint seit 2012 in Zusammenarbeit mit dem Literaturfestival Polip in Pristina/Kosovo jährlich eine englischsprachige Ausgabe, die von Alida Bremer, Saša Ilić und Jeton Neziraj herausgegeben wird. Anlass für die Ausgabe von Beton International, die Sie gerade in den Händen halten, ist der diesjährige Gastlandauftritt der Tschechischen Republik auf der Leipziger Buchmesse. Bislang zielte Beton International primär darauf, dem Publikum südosteuropäische Literatur und Kultur näherzubringen. Als die Gastlandscheidung der Leipziger Buchmessegesellschaft für das Jahr 2019 auf Tschechien fiel, wollten die beiden Herausgeber*innen von Beton International Alida Bremer und Saša Ilić diesen regionalen Fokus aufbrechen und mit der tschechischen erstmals eine ostmitteleuropäische Literatur zum Thema zu machen. Auf der Suche nach fach-, sach- und sprachkundigen Kurator*innen wandten sie sich an die Leipziger Kulturinitiative Literami sowie an das ebenfalls in der Stadt ansässige Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO). Für die aktuelle Ausgabe verstärken Matteo Colombi, Lena Dorn, Anna Förster, Christine Gölz und Martina Lisa das Herausgeber-Duo Bremer-Ilić.

Literami (tschechisch für ‚mit beweglichen Lettern‘) ist eine im Leipziger Kulturverein Pöge-Haus e.V. angesiedelte Initiative, die sich aus Tschechien-affinen Literaturwissenschaftler*innen, Autor*innen und Übersetzer*innen zusammensetzt.

Das Leipziger Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) hingegen ist eine interdisziplinär und international ausgerichtete Forschungseinrichtung, die sich in vergleichender Perspektive mit der Geschichte und Kultur des Raumes zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart befasst. Gemeinsam mit diesen Partner*innen setzt sich diese Ausgabe von Beton International zum Ziel, das diesjährige Gastland sowie seine Kultur und Literatur auf eine etwas andere Weise in den Blick zu nehmen, als es das offizielle, auf nationalliterarische Fokussierungen gerichtete Gastlandformat der Buchmesse vorsieht. So fiel zwar die Wahl auf ein Thema aus dem ursprünglich tschechischen bzw. tschechoslowakischen Kontext, zur Diskussion eingeladen wurden jedoch nicht nur Autor*innen aus der Tschechischen Republik, sondern auch solche aus anderen mittel- und südosteuropäischen Ländern. Versammelt sind in dieser Ausgabe deshalb Beiträge von Literat*innen (Essayist*innen, Prosaist*innen, Lyriker*innen, Dramatiker*innen) aus Tschechien, Deutschland, Kroatien, dem Kosovo, Österreich, Polen, Serbien, der Slowakei und Slowenien. Für finanzielle ebenso wie ideelle Unterstützung danken Beton International, Literami und das Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) der Tageszeitung sowie der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen.

Eine spannende und anregende Lektüre wünschen:

Alida Bremer (Beton International)
Saša Ilić (Beton International)
Christine Gölz (GWZO Leipzig)
Matteo Colombi (Literami, Universität Leipzig, ehemals GWZO Leipzig)
Lena Dorn (Literami, Universität Regensburg/HU Berlin)
Anna Förster (Literami, Ludwig-Maximilians-Universität München)
Martina Lisa (Literami)

Editorische Notiz:

Alle Texte erscheinen zum ersten Mal im Beton International 2019 bis auf Tweets von Zuzana Fuksová, ausgewählt aus: Zuzana Fuksová, Cítím se jako Ulrike Meinhof, Verlag fra, Prag 2016; Goldener Revolutionsgesang von Olga Stehliková, erschienen als Zlatý revoluční zpěv in: Vykřičník jak stožár / Portréty, Verlag Perplex, Opava 2018.

Deutschsprachiges Lektorat: Anna Kowollik

Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtages beschlossenen Haushaltes.

